Biogr.
805

<36621582900018

S

<36621582900018

Bayer. Staatsbibliothek

Vt.^2 10856^6

Biogr. 805.

617

Weinrauch Sc.

Lebensbeschreibungen

des Fürsten

Raimund Montekukuli

des Fürsten

Wenzel Lichtenstein

des Hofraths

Ignatz von Born

samt einem Portraite.

Wien,

bey J. V. Degen 1792.

Oestreichische

Biographien

Vierter Theil

enthält die

Lebensbeschreibungen

Montekukuli's, Lichtensteins, u. Borns.

Wien,

bey J. V. Degen 1792.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

		Seite
I.	Montecuculi's Abstammung und Jugendjahre. — Anfang seiner kriegerischen Laufbahn.	3
II.	Dreyßigjähriger Krieg. — Montecuculi's erste Heldenthat. — Unbeständigkeit des Kriegsglückes.	6
III.	Montecuculi wird gefangen. — Tritt nach seiner Befreyung wieder in kaiserliche Dienste. — Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten von 1639. bis 1646. — Montecuculi kommandirt ein eigenes Korps, schlägt die Schweden bey Triebel.	15
IV.	Uebersicht der Kriegsbegebenheiten bis zum Friedensschluß. — Schlacht bey Zusmarshausen — Montecuculi übernimmt anstatt des gebliebenen General Holzapfel das Kommando. — Der Westphälische Friede.	23
V.	Montecuculi reiset nach Schweden und Italien. Verheurathet sich. — Sein Feldzug gegen den Ragozi und die Schweden. — Seine Eroberungen. — Der Friede wird geschlossen.	28
VI.	Ausbruch des Türkenkrieges, und desselben Ursache — Montecuculi geht als oberster Befehlshaber nach Ungarn. — Wird von den Ungarn schlecht aufgenommen. — Ein kaiserlicher Befehl machte seine besten Projekte scheitern.	36

VII.

Seite

VII. Fortsetzung des ersten Feldzuges. — Montecuculi verdrängt die Türken aus Ungarn, und nimmt Klausenburg in Besitz — Der Wankelmuth der Siebenbürger nöthiget ihn zum Rückzug. 45

VIII. Montecuculi's zweyter Feldzug gegen die Türken. — Neue Hindernisse von Seiten der Ungarn. — Die Türken belagern Clausenburg vergebens. — Die Friedensunterhandlungen werden abgebrochen. 53

IX. Montecuculi's Feldzug von 1663. — Schlechte Anstalten von Seiten des Ministeriums. — Der Türke erobert Neuhäusel. — Treulosigkeit der Ungarn. — Montecuculi legt das Kommando nieder. 6

X. Feldzug gegen die Türken von 1664. Unglücklicher Gang desselben. — Montecuculi übernimmt das Kommando wieder. — Er gewinnt die Schlacht bey St. Gotthard. — Der Türke macht Friede. 75

XI. Montecuculi wird Kriegspräsident — Er holt 1666. des Kaisers Braut aus Madrid, wo er den Orden des goldenen Vliesses erhält — 1670 begleitet er des Kaisers Schwester nach Polen. Krieg zwischen Frankreich und Holland. Sein erster Feldzug gegen die Franzosen. . . . 96

XII. Sein zweyter Feldzug gegen die Franzosen. Glückliche Vereitlung des feindlichen Planes. Er erobert Bonn. — Folgen dieser Eroberung. Montecuculi legt das Kommando nieder, . 101

XIII.

XIII. Der Feldzug von 1674. — Uneinigkeit der Anführer. — Schlechter Erfolg. — Montecuculi übernimmt das Oberkommando wieder. 106

XIV. Montecuculi's letzter Feldzug. — Türennes Tod. — Philippsburg wird belagert. Rühmlicher Beschluß seiner kriegerischen Laufbahn. . . 113

XV. Montecuculi ein Beschützer der Gelehrten. Selbst ein Gelehrter und Schriftsteller. Wird zum Fürsten erhoben. — Reiset mit dem Kaiser nach Linz. — Sein Tod. . . . 122

I. Lebensgeschichte des Fürsten Joseph Wenzel von Lichtenstein. 130

II. Geburt und Jugendjahre des Fürsten. Tod seines Vaters. — Fürst Wenzel nimmt Kriegsdienste. 131

III. Fürst Lichtenstein macht den Feldzug gegen die Türken mit, — Zeichnet sich in der Schlacht bey Belgrad aus. 135

IV. Lichtenstein nimmt eine Gattinn. — Ist nur kurze Zeit Vater. — Naher Ausbruch des Krieges — Unruhen in Corsica. 138

V. Krieg mit Frankreich und Spanien — Lichtenstein macht den Feldzug 1734 am Rhein mit. Wird nach Berlin geschickt. — Eine merkwürdige Anekdote von seiner Großmuth. . . . 147

VI. Lichtenstein geht nach geschlossenen Wienerfriefrieden als Großbothschafter nach Paris. Wird Ritter des goldenen Vliesses. 149

VII. Karls VI. Tod. -- Krieg mit Preussen. -- Lichtenstein wohnt der Schlacht bey Czaslau bey. Verläßt die Armee. 153

VIII.

Seite.

VIII. Lichtenstein ist Verbesserer des österreichischen Artilleriewesens. -- Wird Generaldirektor der Artillerie. 161

IX. Krieg in Italien. -- Lichtenstein wird Feldmarschall, und übernimmt das Obercommando. -- Schlacht bey Piacenza 1746. . . . 169

X. Lichtenstein kehrt nach Wien zurück. -- Vollendet seinen Verbesserungsplan. -- Wird selbst von Oesterreichs Feinden gelobt. . . . 180

XI. Lichtenstein kommandirt 1751. im Lustlager bey Pest. -- Reiset nach den Niederlanden. -- Wird krank. -- Besondere Achtung der Brabanter gegen ihn. 185

XII. Die Kaiserinn schickte Lichtenstein 1760. als Bevollmächtigten nach Parma. -- Neue Beweise seines Patriotismus. -- Denkmal, das er seinen Monarchen, und diese ihm, entgegen errichten liessen. 189

XIII. Lichtenstein wohnt der Krönung zu Frankfurt als Prinzipalcommissär bey. -- Wird Großkreuz des Stephansorden. -- Läßt Joseph II. auf seiner Herrschaft Prostnitz ein Denkmal errichten. 199

XIV. Lichtensteins Tod. -- Medaille, die ihm zu Ehren geprägt wird. 203

XV. Lichtensteins körperliches Aussehen. -- Sein Charakter. 207

Lebensgeschichte des Ignatz Edlen von Born. . 215

Montecuculi's Leben und Thaten.

I.

Montecuculi's Abstammung und Jugendjahre. — Anfang seiner kriegerischen Laufbahn.

Unter die grossen Helden, welche die Vorsicht dem Erzhause Oesterreich zu seinen Beschützern und Rettern im Auslande erweckte, gehört auch unstreitig Montecuculi Er diente, wie Eugen, drey Kaisern; war wie dieser ein Schrecken der Türken, und hatte es, wie dieser, mit Frankreichs berühmtesten Heerführern aufzunehmen. Es wäre Undank, wenn ich diesem verdienstvollen

Manne in den österreichischen Biographien nicht einen vorzüglichen Platz anwies.

Graf Raymund Montecuculi, Fürst von Melfi, Kriegspräsident, Generaldirektor der Artillerie, Ritter des goldenen Fliesses, Gouverneur von Raab, und Generalissimus der k. k. Armee ward 1608. zu Modena gebohren, und stammte von der schon durch sechs Jahrhunderte unter den Modenesern so berühmten Familie der Monteculi ab.

Er fühlte von Jugend auf eine starke Neigung zum Militärstande; seine Augen funkelten, wenn er von den Thaten grosser Helden erzählen hörte, und noch als zwölfjähriger Knabe wählte er Kriegsspiele und ritterliche Uebungen für sein einziges Vergnügen.

Das Genie sucht weite Gränzen. Der junge Held merkte wohl, daß der kleine Staat von Modena für sein Feuer und kriegerisches Talent ein viel zu enger Wir-

kungs-

kungskreis wäre, und folgte daher dem Beyspiele seiner zwey Oheime, die beyde in kaiserlichen Diensten waren. Hieronymus Montecuculi bekleidete damals am erzherzoglichen Hofe in Tyrol die Stelle des ersten Ministers; Ernst Montecuculi aber war Generalfeldzeugmeister. Unter diesem machte unser Held seine Kriegsschule.

Der Oheim hatte den unter Grossen nicht immer gewöhnlichen Grundsatz, daß man, um einst gut zu befehlen, vorher gehorchen lernen müsse, und ließ daher seinen Neffen, nachdem er alle Dienste und Beschwerlichkeiten des gemeinen Mannes genug versucht hatte, nur stufenweise bis zur Stelle eines Rittmeisters empor steigen.

Der junge Montecuculi gab bey jeder Gelegenheit Merkmahle des heranreifenden Helden von sich. Dadurch gewann er sich das Vertrauen des Feldmarschalls Hannibal von Gonzaga, der ihn bey seinem eigenen Regimente als Oberstwachtmeister an-

 stellte;

stellte; aber bald darauf ernannte ihn der Kaiser zum Obersten eines Kürassierregiments.

II.

Dreyßigjähriger Krieg. — Montecuculi's erste Heldenthat. — Unbeständigkeit des Kriegsglückes.

Das Feuer des dreyßigjährigen Krieges wüthete bereits seit mehrern Jahren in den Eingeweiden von Deutschland. Eine Verordnung Ferdinands II, worin er den Protestanten die Rückgabe aller, den Katholiken abgenommener und seit dem Passauervertrage unrechtmäßig besessener Kirchengüter auftrug, fachte das Feuer noch mehr an, und verbreitete die Kriegsflamme fast über ganz Europa.

Um diesem Befehl mehr Nachdruck zu geben, ließ er die kaiserl. Kommissäre, die er an die verschiedenen Stände des Reiches

ab-

abschickte, durch ein ansehnliches Korps unterstützen. Graf Wolfgang von Mansfeld war an der Spitze dieser Exekutionsarmee.

Der Kaiser schien, vermög des 1552. zu Passau geschlossenen *) Religionsfrieden nur zu sehr zu diesem Schritte berechtiget; allein die protestantischen Fürsten und Stände wußten ihm eine ganz andere Wendung zu geben. Anstatt sich dem kaiserl. Befehle zu unterwerfen, suchten sie vielmehr die Welt zu bereden, daß Ferdinand nicht so das Wohl der katholischen Religion, als das Interesse des Hauses Oesterreich am Herzen habe. Man wärmte auch das Mährchen der von diesem Hause in Schild führenden Universalmonarchie wieder auf, und erneuerte die Bündnisse mit England, Holland, und Oesterreichs übrigen Feinden.

 Mit

*) Man siehe den 4ten Artikel im zweyten Kapitel dieses Vertrages.

Mit Schweden wurde ein besonderer Vertrag geschlossen. Gustav Adolph brach wirklich im Juny von 1630. in Pommern ein, von dem er sich in kurzer Zeit Meister machte. Frankreich bemerkte kaum diesen glücklichen Fortgang, so schlug es sich ebenfalls zu den Feinden des Kaisers.

Wer Krieg will, findet leicht einen Vorwand. Man beschuldigte Oesterreich, daß es die Freyheit der benachbarten Fürsten und Stände, die Frankreichs und Schwedens Freunde wären, unterdrückte; daß es dieselben unter eine Art von Bothmäßigkeit brächte; daß es im Weltmeere und in der Ostsee eine Menge Festungen anlege, welche die freye Schifffahrt hemmen, und den Handel gänzlich zu Grunde richten.

Die Allianz mit Frankreich, noch mehr aber die Geldsummen, die König Gustav von England und Holland erhielt, setzten ihn in Stand, aus Pommern in die Staa-

ten

ten des Kuhrfürsten von Sachsen einzudringen, der seine Truppen mit der schwedischen Armee vereinigte.

Der Kaiser wollte den weitern Fortschritten dieses siegreichen Heeres einen Damm setzen. Die eigensinnige Götin des Glückes nahm die Parthey des jungen Königs. Ferdinand verlor am 7 September 1631. die Schlacht bey Leipzig.

Dieser Sieg öffnete dem Schwedenkönige den Weg in das Fränkische; Würzburg fiel, und mit ihm alle übrigen Plätze. Die Sachsen waren in Schlesien und Böhmen eingedrungen; mehrere Städte und selbst Prag war in ihren Händen. Nichts konnte mehr den verheerenden Strom der siegenden Schweden aufhalten: Pfalz, Schwaben und Bayern ward von ihnen überschwemmt. Sie eroberten München, und schleppten den Schatz und die kuhrfürstliche Bibliothek mit sich fort; ganz Deutschland schien sich unter das Joch des kühnen Ero-

berers zu beugen, als der Tod am 9. November 1632. in der Schlacht bey Lützen seiner Laufbahn das Ziel setzte.

Sein Heer verlor zwar den Muth nicht. Herzog Bernhard von Weimar hatte das Kommando davon übernommen; man machte mit Frankreich neue Verträge; vier Kreise von Oberdeutschland traten dem Bunde bey: man drang troz alles Widerstandes der Kaiserlichen mit drey abgetheilten Korps in verschiedene Provinzen ein; Pfalz, Schwaben, Elsaß und Westphalen waren der Wuth zweyer dieser Heere preis gegeben. Herzog von Weimar eroberte, an der Spitze des Dritten, Bamberg, Hochstadt, Neuburg in Bayern und Regensburg.

Nun nahm der Kaiser, auf das zudringliche Verlangen der ganzen Armee dem Albert von Wallenstein die oberste Befehlshaberstelle ab, und übertrug sie seinen ältesten Sohne Ferdinand III. Die Sachen giengen besser. Die Kaiserlichen eroberten

Regensburg, kurz darauf Donauwerth: und schlugen bey Nürdlingen die Alliirten auf das Haupt.

Dieser Schlag war erschütternd. Ein guter Theil der Reichsfürsten fiel von Schweden ab, und unterwarf sich dem Kaiser sammt allen Plätzen, die sich in den Händen der Gegenparthey befanden. Die Schweden und die mit ihnen noch verbundenen deutschen Fürsten drangen bey Frankreich auf thätigere Hülfe. Sie erhielten sie, und der Krieg am Rhein wurde mit abwechselnden Glücke fortgesetzt. Nicht so ging es in Sachsen. Dieser Kuhrfürst hatte mit dem Kaiser einen Privatfrieden geschlossen, und jagte nun an der Spitze einer kaiserlichen Armee, mit der er seine eigenen Truppen vereinigte, die Schweden aus Meissen: nahm Magdeburg weg, und machte sich Herr von Hawelberg, Werben, Rateno und Brandenburg am Havel.

Die

Die Schweden suchten sich nach Pommern zu retten. Der Kuhrfürst wollte den glücklichen Augenblick benutzen. Er eilte ihnen auf den Fuß nach, fest entschlossen, sie auch aus dieser Provinz zu vertreiben, und sie dann zum Rückweg über das Meer zu zwingen. Das Projekt scheiderte. Banier, der Schweden Anführer, erwartete die kaiserliche Armee bey Wittstock, zwang sie am 26 September 1636. zur Schlacht, und besiegte sie. Selbst protestantische Schriftsteller *) gestehen, daß bey diesem Treffen viele mit sächsischen Waffen, aber mit schwedischen Herzen gefochten hätten, und daß diese Religionsanhänglichkeit Schuld an dem Verlust dieser Schlacht war.

Nach diesem Siege wuchs den Schweden der Muth wieder. Sie nahmen Erfurth weg, drangen in Meissen ein, mach-

*) Leben sämmtlicher deutscher Kaiser. S. 685.

ten sich Meister von Torgau, und belagerten Leipzig. Darauf überrumpelten sie Garz und Frankfurt an der Oder, und gingen nach Pommern zurück.

Ferdinand II. starb am 15 Februar 1637. Nun drehte sich der kriegerische Wetterhahn wieder gegen die Seite des neuen Kaisers. Seine Truppen nöthigten die Schweden die Belagerung von Leipzig aufzuheben. Sie gingen nach Thüringen. Jena ward mit Sturm weggenommen und geplündert; darauf drangen sie in Pommern, wo sie sich mehrerer Städte bemächtigten.

In der Mark Brandenburg und am Rhein war den kaiserlichen Waffen das Glück nicht weniger günstig. Mehrere Städte unterwarfen sich dem Kaiser wieder. Die berühmte Festung Hermanstein (Ehrenbreitstein) mußte sich ergeben, nachdem die darin gelegene französische Besatzung alle

Pfer=

Pferde *) Esel, Hunde, Katzen, Rathen und Mäuse aufgezehrt hatte. — — —

So war die Lage der Dinge, als Montecuculi zum erstenmale in einer wichtigern Rolle auf dem Kriegstheater erschien. Der Muth und die Gegenwart des Geistes, womit er bereits mehrere Aufträge vollzog, hatten ihm die Achtung und das Zutrauen seiner Anführer erworben. Die Schweden lagen eben mit 10,000 Mann vor Namslau in Schlesien. Montecuculi erhielt Befehl, diesen Ort zu entsetzen. Er stellte sich an die Spitze von 2000 Reitern; bahnte sich einen Weg durch ungangbare Gegenden, überraschte den Feind, schlug ihn in die Flucht, und nahm ihm sein Gepäck und alle Kanonen weg.

Dies

*) Aprés que la garnison françoise eut mangé tout ce qui y restoit de chevaux, d'ânes, de chiens, de chats, de rats & de souris. *Histoire de Leopold* pag. 25.

Dies waren die ersten Lorber, die sich Montecuculi in seine Siegeskrone flocht; aber er erfuhr bald darauf die Unbeständigkeit des Kriegsglückes. — —

III.

Montecuculi wird gefangen. — Tritt nach seiner Befreyung wieder in kaiserliche Dienste. — Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten von 1639 bis 1646. — Montecuculi kommandirt ein eigenes Korps. Schlägt die Schweden bey Triebel.

Ein neuer Vertrag, den die Schweden mit Frankreich schlossen, gab ihrem gesunkenen Muth frisches Leben. Banier gewann 1639. am 4 April die Schlacht bey Chemniz. Dieser Sieg öffnete ihm den Weg nach Böhmen, General Hochkirch

und Montecuculi widersetzten sich seinem weitern Vordringen. Sie standen bey Brandeis mit zehn Regimentern Kavallerie und etwas Fußvolk, um ihm den Uebergang der Elbe streitig zu machen. Es kommt zum Treffen, das für die Kaiserlichen verloren geht. Sie lassen 2000 Todte auf dem Platz und werden bis unter die Kanonen von Prag verfolgt. Hochkirch und Montecuculi wurden gefangen, und so mußte sich der junge, feurige Held einige Jahre in einer kränkenden Unthätigkeit sehen. Bougeant der Geschichtschreiber des dreyßigjährigen Krieges sagt, *) daß es dem Banier ein Leichtes gewesen wär, auch die Hauptstadt des Königreichs zu erobern, wenn er nicht befürchtet hätte, daß die reiche Beute dieser Stadt seine Soldaten möchte liederlich machen. Sieht diese Entschuldigung nicht der Fabel des Fuchses und der Traube etwas

*) Erster Band S. 412.

was ähnlich? Als der Schweden Anführer Königsmark einige Jahre darauf Prag überrumpelte, ließ er die Stadt durch drey Tage plündern, und gab selbst den königlichen Schatz seinen Soldaten preis, ohne zu besorgen, daß die reiche Beute sie liederlich mache.

Ich führe diese Anekdote nur im Vorbeygehen an, um zu zeigen, zu welch drolligen Ausflüchten der Partheygeist öfters verleite.

Montecuculi ward nach Stettin gebracht, und erst zwey Jahre darauf gegen den Obersten Schlang ausgewechselt, den die Kaiserlichen bey Neuburg am Walde gefangen nahmen. Der junge Held hatte die Zeit seiner Gefangenschaft ganz der Lektüre gewidmet, und wenn diese Gefangenschaft ihn gleich an der Erlangung frischer Siegeslorber hinderte, so entschädigte sie ihn von der andern Seite durch den Ruhm, den er sich in der Folge durch sein Werk über die

Kriegskunst im Reiche der Wissenschaften erwarb.

Gleich nach erlaugter Freyheit trat Montecuculi wieder in die Dienste des Kaisers, der ihm 1646. ein eigenes Korps anvertraute. Mit diesem sollte er Schlesien gegen den schwedischen General Wittemberg vertheidigen, der bereits in Besitz von Wartenberg war, und fürchterliche Fortschritte in dieser Provinz machte.

Ich will die wichtigsten Vorfälle, die sich seit der Gefangennehmung des Montecuculi bis zu diesem Zeitpunkte ereignet haben, der Uebersicht wegen, mit wenig Worten zusammenfassen.

Banier, der noch am 19 May 1639. wegen besorgter Liederlichkeit seiner Truppen Prag nicht einnehmen wollte, belagerte es im folgenden Oktober aus ganzem Ernste, mußte aber die Belagerung anfheben. In eben diesem Jahre starb der Her-

zog von Weimar, und der Kaiser verlor einen grossen Feind.

Das Jahr 1640. war wenig merkwürdig. Im folgenden dachten die kriegführenden Mächte ernstlich auf Frieden, setzten aber dabey den Krieg mit aller Hitze fort. Banier beschießt Regensburg, worin sich der Kaiser sammt den Abgesandten aller Reichsfürsten befand, und stirbt darauf am 19 May zu Halberstadt. Die Kaiserlichen trugen in diesem Jahre einen wichtigen Vortheil über die Schweden bey Neuburg am Walde davon, litten aber bey dem fehlgeschlagenen Entsatz von Wolfenbüttel einen beträchtlichen Verlust. Gegen das Ende dieses Jahres wurden die Städte Münster und Osnabrück zu den Friedensunterhandlungen vorgeschlagen und angenommen.

Trotz diesen friedfertigen Aussichten ging der Krieg mit derselben Erbitterung fort. Das Jahr 1642. war für den Kaiser sehr ungünstig. Schweidnitz, Neiß

und Ollmütz gehen verloren. Leipzig wird belagert. Die Kaiserlichen suchen es zu entsetzen, und werden bey Breitenfeld am 3 Oktober geschlagen, worauf sich diese Stadt an die Schweden ergiebt.

Das Jahr 1643. sah die Schlacht bey Rocroy, wo die Spanier bey 9000 verlieren: dagegen erringen die Kaiserlichen am 25 November bey Düttlingen einen vollkommenen Sieg über die weimar- und französischen Truppen. Im folgenden Jahre erweckte Frankreich und Schweden dem Kaiser einen neuen Feind in dem Georg Ragozi, Fürsten von Siebenbürgen, der sich in Böhmen und Ungarn mehrerer Städte bemächtigte, aber bald darauf mit dem Kaiser wieder Friede macht. Sehr unglücklich war für die Kaiserlichen das Jahr 1645. Sie verloren am 24 Jenner die wichtige Schlacht bey Jankau, und wurden kurz darauf bey Krems von den Schweden abermal geschlagen. Am Rhein war das Glück

ihren Waffen nicht günstiger. Johann von Werth hatte zwar bey Herbschausen einen kleinen Sieg über die weimarisch-französischen Truppen erfochten; Merci schlug die Franzosen bey Marienthal, verlor aber bald darauf die Schlacht bey Allenheim, und das Leben. — —

Ich komme nun auf das Jahr 1646, wo wir Montecuculi an der Spitze eines Korps sehen. Wrangel, der damals in Thüringen stand, und der oberste Befehlshaber der Schweden war, hatte einen Einfall in Böhmen vor, und sah sich also genöthiget den General Wittenberg mit seinen Truppen aus Schlesien wieder an sich zu ziehen. Als nun Montecuculi in dieser Provinz keinen Feind mehr vor sich sah, vereinigte er sich mit dem Johann v. Werth, der eine Armee in Böhmen kommandirte. Ihre Absicht war, sich mit vereinten Kräften dem Einfall der Schweden zu widersetzen. Eger war bereits in Feindes Hän-

den; es war hohe Zeit seinem weitern Vordringen mit Ernst zu begegnen. Von Werth und Montecuculi setzten sich also bey Dux, nur eine halbe Meile von der schwedischen Armee; rückten darauf vor, nahmen das Schloß Tribel weg, und beschlossen, hier das feindliche Heer anzugreifen.

Sie überfielen den Vortrab, schlugen ihn zurück, und eroberten zehn Fahnen. Nun rückte die schwedische Reuterey vor. Es kam zu einen hitzigen Treffen, wobey die Kaiserlichen die Oberhand behielten, und dem Feinde abermal dreyzehn Standarten abnahmen. Wrangel ein Brudersssohn des schwedischen Anführers blieb im Gefechte Montecuculi wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen, und er selbst ward schwer verwundet.

Dieses Treffen soll am 2 August 1647. vorgefallen seyn. Einige Geschichtschreiber übergehen es mit Stillschweigen. Bougeant gesteht, daß die Kaiserlichen einen ansehn-

lichen

lichen Vortheil dabey erfochten, nimmt es ihnen aber übel, daß sie mit Prahlerey davon sprachen. Ich möchte die Nation kennen, die von ihren Siegen, (besonders im ersten Taumel der Freude) nicht mit Prahlerey gesprochen hätte. — —

IV.

Uebersicht der Kriegesbegebenheiten bis zum Friedensschluß. — Schlacht bey Zusmarshausen. — Montecuculi übernimmt anstatt des gebliebenen General Holzapfel das Kommando. — Der Westphälische Friede.

Bayern, das durch eigene, oder durch Triebfeder fremder Politik vom Kaiser abgefallen war, verband sich am 7 September 1647. durch einen neuen Vertrag mit dem Oberhaupte des deutschen Reiches.

Dieser Schritt hatte anfänglich für das Interesse der Schweden sehr nachtheilige Folgen. Sie verloren Memmingen, das sie seit dem ulmischen Traktat in Besitz hatten. Iglau mußte sich an die Kaiserlichen ergeben, und Ravensburg in Schwaben traf dasselbe Schicksal.

Seit des glücklichen Vorfalles bey Tribel war die kaiserliche Armee die ungebetene Begleiterinn der Schweden. Wrangel sah die Gefahr ein, die ihn von allen Seiten umgab, und suchte noch in Zeiten aus Böhmen hinaus zukommen. Die Kaiserlichen jauchzten über diesen Abmarsch; allein nach den Worten des Hrn. Bougeant *) kehrte sich der schwedische General wenig an ihr Geschwätz. Das Jahr 1648. verdunkelte auf einmal die schönen Aussichten, die sich für die Waffen des Kaisers und seiner verbündeten Mächte gezeigt hatten.

Me-

*) Dritter Theil Seite 35 2.

Melander, der die hessischen Dienste verließ, und nur unter dem Titel eines Grafen von Holzapfel an der Spitze der kaiserlichen Armee stand, verlor am 17 May die Schlacht bey Zusmarshausen, und starb noch an demselben Tage an seinen empfangenen Wunden. Graf Montecuculi gab bey diesem Treffen neue Beweise seiner Klugheit und Tapferkeit von sich, und obschon der Sieg verloren ging, so wußte er doch seine Ehre zu retten. Er hielt durch sieben Stunden gegen die vereinigte Macht des Türenne, und Wrangel das Gefecht aus. Melander eilte mit frischen Truppen zu seiner Unterstützung herbey; allein er fiel, und mit ihm fiel auch der Muth seiner Soldaten. Die Unordnung war allgemein. Montecuculi warf sich in ein Gehölz, und focht zu Fuß an der Spitze seines Heeres; als er sich aber von allen Seiten umringt sah, suchte er durch Rettung seines Fußvolkes, dem er Gelegenheit zum

Rückzuge verschaffte, den Feinden wenigstens einen Theil des Sieges zu entreissen. Er schwang sich dann wieder zu Pferd, brach mit seiner Reuterey mitten durch die Franzosen, und führte seine Völker glücklich über die Schmutter. Dieser Rückzug soll mit solcher Klugheit seyn veranstaltet worden, daß ihn selbst die Feinde *) bewunderten.

Ein anderer Unglücksfall war das Treffen bey Grevenburg, das der General Lamboi, der am Rhein ein kaiserliches Korps kommandirte, gegen die Schweden verlor; am übelsten aber ging es in Böhmen.

Königsmark war in diese Provinz eingedrungen. Er bemeisterte sich mehrerer Plätze, und durch die Verrätherey eines Officiers, der die kaiserlichen Dienste verlassen hatte, gelang es ihm, auch die kleine Seite von Prag einzunehmen, die er,

wie

*) Commentarii bellici Raymundi princip. Montecuc. pag. 210.

wie ich schon weiter oben berührte, der Raubsucht und der Brutalität seiner Soldaten preis gab. Die Officiere theilten die Häuser der Adelichen unter sich; den Gemeinen wurden jene der Bürger und des Pöbels überlassen. Die Beute soll über zwölf Millionen betragen haben.

Tabor ward vom General Wittenberg mit Sturm erobert, wo die Schweden abermal, ohne deswegen liederlicher zu werden, ansehnliche Beute machten. Karl Gustav, der Prinz von der Pfalz war indessen mit einer neuen Armee aus Schweden angekommen, und suchte auch den noch übrigen Theil von Prag zu erobern. Er nahm die Belagerung vor, mußte sie aber wegen der tapfern Gegenwehr der Einwohner wieder aufgeben. —— Endlich wurde am 15 Oktober der westphälische Friede geschlossen, der für die Protestanten so günstig war, den der Kaiser sich mußte gefallen lassen — und wider welchen der Pabst so sehr protestirte.

V.

Montecuculi reiset nach Schweden und Italien. — Verheurathet sich. — Sein Feldzug gegen den Ragotzy und die Schweden. — Seine Eroberungen — Der Friede wird geschlossen.

Kaum war die Ruhe in Deutschland und Norden hergestellt, so unternahm Montecuculi in Begleitung des Grafen Caprara eine Reise nach Schweden, wo er von der Königinn Christina mit aller Achtung aufgenommen, und bey seiner Abreise mit ihrem, prächtig mit Brillanten besetzten Bildnisse beschenkt wurde.

Er gieng darauf nach Italien, und wohnte in Modena den Feyerlichkeiten bey, die man zu Ehren des Beylagers Herzogs Franz I. veranstaltete. Hier hatte er das Unglück, im Tournier seinen Freund, den

Gra-

Grafen von Mangani zu erlegen. Ein zu heftiger Lanzenstoß drang durch den Kuraß des unglücklichen Grafen, und tödtete ihn auf der Stelle.

Sein Oheim, Ernst Montecuculi, war schon 1632. zu Kolmar an den Wunden verstorben, die er in einem Gefechte bey Brysach davon trug, und hatte unsern Helden zum Universalerben eingesetzt. Dieser konnte nun einen, seinem Range angemessenen Staat führen. Ueberdies machte ihn der Kaiser zum General der Kavallerie, und ertheilte ihm 1656. das Picolomische Kuraßierregiment.

Montecuculi, der bisher nur dem Kriegsgott huldigte, wollte nun auch dem Gott der Liebe das Opfer bringen. Er vermählte sich 1657. mit einer Tochter des Fürsten von Dietrichstein, und dieses Band fesselte ihn auf immer an den kaiserlichen Hof. Allein bald rief ihn die Kriegstrom-

pete

pete wieder aus den Armen der zärtlichen Gattinn, ins Schlachtfeld.

Die Königinn Christina bewog die Reichsstände, daß sie nach ihrer Abdankung, ihren Vetter Carl Gustav, einen Sohn des Pfalzgrafen und Herzoges von Zweybrücken zum Könige annahmen. Johann Kasimir der Pohlen König protestirte wider diese Throneserhebung, und diese Protestation zündete ein neues Kriegsfeuer an. Kasimir suchte wider die Schweden und den fürchterlichen Ragozy beym Kaiser Hülfe. Ferdinand trat deswegen mit demselben in Unterhandlungen, starb aber inzwischen, und so kam der Vertrag erst 1657 unter seinem Nachfolger Leopold I. zu Stande.

Dieser ernannte den Grafen Montecuculi zum Feldmarschall, und schickte ihn an der Spitze von 16,000 Mann dem bedrängten Könige zu Hülfe. Sein erster Zug ging gegen den Ragozy, den er schlug,

und zur Entsagung der schwedischen Allianz nöthigte. Darauf rückte er vor Cracau, das sich nach einem hartnäckigen Widerstande mit Accord ergab. Mit dem Fall dieser Stadt fiel auch der Muth der Schweden, Montecuculi jagte sie aus dem Königreiche Pohlen, bis in Preussen zurück, wo sie im folgenden Jahre auch die Stadt Thorn den Siegern überlassen mußten.

Dieser glückliche Fortgang reizte den König von Dännemark und den Kuhrfürsten von Brandenburg zu einem Bündnisse mit Pohlen, das noch im Jahr 1657. am 19 September zu Welau geschlossen wurde, den Dänen aber sehr theuer zu stehen kam. Carl Gustav eroberte fast ihr ganzes Königreich; nur Koppenhagen, das die Gegenwart seines Königs mit Heldenmuth belebte, that noch tapfern Widerstand.

Um der beängstigten Stadt Luft zu machen, bekam Montecuculi Befehl, die Schweden aus dem Holsteinischen zu vertrei-

treiben. Er drang ohne Hindernisse in diese Provinz ein, fand aber keine Lebensmittel. Dieser Umstand bewog ihn, mit seinen Truppen nach der fruchtbaren Insel Alsen zu gehen, wo er Sunderburg belagerte. Der Kommandant war mit allem versehen, was zur Behauptung eines Platzes gehört, indessen warf er sich doch mit seiner Besatzung in einige schwedische Schiffe, die im Meere erschienen, und überließ die Stadt sammt allem Vorrath und 2000 Pferde dem Feinde. Nach einigen Geschichtschreibern haben ihn seine Soldaten zu diesem Schritte gezwungen. Der Kommandant von Nordburg war noch unglücklicher; denn er ward mit sammt seiner Besatzung zu Kriegsgefangenen gemacht.

Montecuculi hatte eine Wunde am Arme bekommen. Das hinderte ihn nicht, die Schweden aus ganz Jütland zu vertreiben, und nachdem er sich auch von Friedrichsodde Meister gemacht hatte, wollte

er

er mit Einverständniß der verbundenen Mächte die Insel Fünen erobern.

Wrangel, dem König Karl Gustav die Vertheidigung dieser Insel anvertraut hatte, widersetzte sich ihrer Landung; sie hatten aber zugleich mit einem noch gefährlichern Feinde, mit einem Sturme zu kämpfen, der ihre Schiffe an die Küste von Jütland zurückwarf, und bald das Meer mit den blutigen Trümmern der gescheiterten Schiffe bedeckte.

Dieser unglückliche Erfolg benahm unserm Helden den Muth nicht. Er beredete die Mitmächte zu einer neuen Landung, die man an drey Orten zugleich unternehmen wollte. Sie wurde den Generalen Strozzi Alefeld und Eberstein anvertrauet. Der Plan war mit aller Klugheit angelegt; allein er wurde durch die Politik der Holländer vereitelt. Diese sahen die Erscheinung so verschiedener Nationen in Dännemark mit mißgünstigen Augen an, und machten

also nur blindes Feuer. Die Schweden merkten kaum diese höfliche Behandlung, so faßten sie wieder Herz, und vertheidigten sich mit aller Tapferkeit. Nun gewann ihr König Zeit, ihnen Hülfe zu schicken, wodurch sich die Eroberung dieser Insel in einen für die Alliirten sehr nachtheiligen Rückzug verwandelte.

Montecuculi beschwerte sich über diese holländische Treulosigkeit beym Kaiser, ohne aber sein Vorhaben aufzugeben. Er wußte, daß die Rettung Dännemarks von der Eroberung dieser Insel abhange, da aber die ökonomischen Holländer bey einer neuen Landung abermal die Kugeln ersparen möchten, so bediente er sich einer Kriegslist. Ein Einfall in Pommern mußte nach seiner Meinung den General Wrangel in die Nothwendigkeit versetzen, mit einem Theil seiner Truppen dieser Provinz beyzustehen, und also die Besatzung der Insel Fünen zu schwächen; während dieser Zeit

sollen englische und dänische Schiffe die Alliirten nach dieser Insel bringen, wo sie bey verminderter Besatzung weniger Widerstand finden würden.

Unser Held hatte sich nicht verrechnet. Er war kaum in Pommern eingerückt, und hatte nach mehrern Eroberungen Stettin zu belagern angefangen, so schickte Wrangel schon einen Theil seiner Truppen dieser Provinz zu Hülfe. Dies war das Signal, auf welches die alliirte Armee die Belagerung aufhob, und mit gespannten Segeln nach Fünen lief. Die dort gebliebenen Schweden thaten tapfern Widerstand, mußten aber der Uebermacht weichen, und die ganze Insel dem Feinde überlassen. Die Holländer suchten bey dieser Gelegenheit die Scharte ihrer Treulosigkeit auszuwetzen, und trugen wirklich sehr viel zu diesem Siege bey; allein ihre kaufmännische Politik erlaubte ihnen abermal nicht die Vortheile davon zu benutzen. Sie halfen dem König von Däne-

nemark, weil sie seinen Untergang befürchteten; aber sie wollten auch Schweden nicht zu hart geschehen lassen.

Der Tod Karl Gustavs machte einem Kriege ein Ende, der sich leicht bey seiner Fortdauer über ganz Europa hätte verbreiten können. Die Vormünder seines hinterlassenen fünfjährigen Thronfolgers arbeiteten alsogleich an der Beylegung dieser Fehde, und schlossen 1660. einen Frieden mit den Pohlen und Dänen, der aber für Letztere nicht am günstigsten ausfiel.

VI.

Ausbruch des Türkenkrieges, und desselben Ursache. — Montecucuii geht als oberster Befehlshaber nach Ungarn. — Wird von den Ungarn schlecht aufgenommen. — Ein kaiserlicher Befehl macht seine besten Projekte scheitern.

Der eben beschriebene Krieg hatte manchen frischen Lorber um die Stirne

unsers Helden gewunden; den meisten Ruhm aber erwarb ihm die Eroberung der Insel Fünen. Er hatte es hier nicht nur mit dem tapfersten und schlauesten Feldherrn der Schweden zu thun; sondern man hatte anstatt eines Stadtgrabens ein Meer vor sich, und anstatt des Walles ein grosses Ufer, das mit Schanzen und Batterien bedeckt, und von einem Feinde vertheidigt ward, der in Schlachtordnung stand. Ueberdies mußte Montecuculi von der Gunst des Windes abhangen, und sich (was das schlimmste war) solcher Schiffe bedienen, die nicht mit vollen Segeln schifften, weil die Steuermänner und Kapitäne davon nur ungern bey dieser Unternehmung waren. —

Allein es kam bald die Zeit, wo unser Held eine noch glänzendere Rolle auf dem Kriegstheater spielte. Ragotzy ward von der Pforte unter der Bedingniß als Fürst von Siebenbürgen bestättiget, daß er sich ohne ihre Bewilligung in keinen Krieg

einlasse. Indessen verband er sich doch, wie wir bereits hörten, mit den Schweden gegen den König von Pohlen, wurde aber gleich im ersten Feldzuge von den Kaiserlichen geschlagen, und brachte von 30,000 Mann kaum 400 zurück.

Dieses Bündniß, das wider den ausdrücklichen Befehl der Pforte geschah, gab ihr nun Gelegenheit, oder diente ihr zum Vorwand, in Siebenbürgen einzufallen. Der Großvezier kam 1658. mit 100,000 Mann in diese Provinz; setzte den Ragotzy ab; ließ andere Fürsten wählen, und man zählte ihrer fünf in zwey Jahren.

Ragotzy hatte sich einen Anhang gemacht, und belagerte seinen Mitwerber zu Clausenburg; wurde aber das folgende Jahr von den Türken aufs Haupt geschlagen, und starb zu Großwardein an seinen Wunden. Die Siebenbürger wählten sich nun den Johann Kemini zu ihren Fürsten. Die Türken waren mit dieser Wahl nicht zu-

frieden, und verfolgten ihn bis an die Teiß, wo sie sogar in das Gebiet von Ungarn drangen, und alles mit Feuer und Schwert vertilgten.

Dieser Umstand, vorzüglich aber die dringenden und demüthigen Bitten der Siebenbürger und Ungarn bewogen endlich den Kaiser, Theil an diesem Kriege zu nehmen. Er versammelte ein zahlreiches Heer, das unter dem Befehl des Grafen Montecuculi 1661. auf verschiedenen Wegen in Ungarn einrückte. Gleich hier stieß unser Held auf ein Hinderniß, das er gar nicht vermuthete.

Der Palatinus war ihnen bis an die Gränzen entgegen gekommen; allein anstatt sich über ihre Ankunft zu freuen, brach er in Verwünschungen aus. Er sagte ihnen gerade zu, daß sie zwar nach Ungarn giengen, daß sie aber nicht wüßten, wie sie hinauskämen: daß man ohne Geld keinen Krieg führe: daß die Deutschen, denen

es daran fehlte, das Land plündern wür- den; daß die aufgebrachten Ungarn nicht ermangeln werden, bey den Türken Hül- fe zu suchen; und wer von den Deutschen dem Schwerte des Feindes, den Krank- heiten und andern Ungemache entging, den würden die Bauern aufreiben.

Diese Anrede ist gewiß keine der schön- sten Züge in der Geschichte dieser Nation. Im Grunde wünschten und haßten die Un- garn zugleich den Beystand, um den sie Leopold bathen: das erste aus Noth, das zweyte wahrscheinlich aus Abneigung gegen Deutsche. — —

Der Palatinus hatte aber wirklich gar keine Ursache, dergleichen beleidigende Re- den zu führen. Der Soldat, der seinen Sold voraus bekam, bezahlte alles baar. Die Armee war den Ungarn zu keiner Last: höchstens kostete sie etwas Fütterung für die Kavallerie.

Nach

Nach langen Debaten wurde endlich von Seite des Kaiserhofes folgender Entschluß gefaßt. Man ward einig, daß nur gewisse Städte und Plätze besetzt werden sollten; Kemini soll 1000 Fußgeher zu seinen Operationen bekommen; man soll zwey Kriegsheere errichten, ein fliehendes Korps, und eine förmliche Armee. Das erste soll über die Plätze an der Teiß wachen, und den Kemini unterstützen; die grosse Armee soll an der Donau agiren, und Gran und Ofen angreifen, sobald der Türk einen der besetzten Plätze anfallen, oder in Ungarn vordringen würde. Der Palatinus und Homanai der Gouverneur von Oberungarn sollen die Stadt Kaschau zur Annahme einer Besatzung bereden, und ihr die Nothwendigkeit davon vorstellen.

Nach diesen getroffenen Maßregeln wurden nun die Befehle zur Versammlung der Armee ertheilt. General Heister erhielt den Auftrag, die Plätze Jekelheid, Kowar und

Sa-

Samosvivar in Siebenbürgen zu besetzen; der Feldmarschallieutenant Graf Richard von Stahremberg mußte zur Unterstützung dieser Unternehmungen sich an der Teiß lagern; dem Feldmarschall Montecuculi aber wurde die Leitung des ganzen Geschäftes und das Kommando der Hauptarmee übertragen, die bereits seit dem Julius 14 bis 15,000 Mann stark, unweit Comorn im Felde lag. Sie bestand aus den gewähltesten Truppen, die sich in Pohlen, Dännemark und Pommern ausgezeichnet hatten, und nach neuen Siegen dürsteten.

Man war mit Lebensmitteln, Munizion, und mit allem nöthigen Belagerungswerkzeuge versehen; die Donau führte frische Mannschaft zu. Das Lager war bereits an rechten Ufer derselben, wo Gran und Ofen liegen, ausgesteckt, und man wählte dazu eine sehr vortheilhafte Lage zwischen Comorn und Tata: die Schiffbrücke war geschlagen, und die Armee wollte

am

am andern Morgen darüber setzen, als ein Eilbothe vom Hofe den Befehl brachte, alsogleich nach Oberungarn aufzubrechen.

Dieser Befehl war ein Donnerschlag für unsern Helden. Er sah seine herrlichen Anstalten auf einmal vereitelt, und den glücklichen Zeitpunkt der Schwäche, in welcher sich die von Truppen entblößte türkische Gränzplätze befanden, auf immer verschwinden. Ueberdies betrachtete er das Elend, dem er sein Heer aussetzte, wenn er es gegen die Teiß führte, wo kein Vorrath angelegt, und da man weder Geld noch Zeit hatte, auch keiner angelegt werden konnte. — Man war schon im August. Die wenigen Truppen, die da gelegen hatten, gingen aus Mangel der nöthigsten Bedürfnisse zu Grunde; wie würde es erst einer zahlreichen Armee gehen?

Diese und mehr andere Gründe stellte Montecuculi dem Hofe sehr lebhaft vor; allein der Befehl wurde wiederholt, und

man stützte sich dabey auf den Satz, daß man das Mittel anwenden müsse, wo das Uebel ist.

Wie kränkend dieser Befehl für unsern Helden war, läßt sich aus seinen eigenen Bemerkungen über die letzten Kriege in Ungarn schliessen. Er spricht darin von Ministern, die mehr Macht als Erfahrung haben; die, weil sie für sich selbst nichts zu unternehmen im Stande sind, dem Rathe anderer nicht folgen wollen, um ja nicht das Ansehen zu haben, als bedürften sie fremder Einsichten; die endlich ihren ganzen Ruhm darin suchen, wenn sie alle Entwürfe, die von andern kommen, umstürzen können — —

Einem Helden, der sich die Gelegenheit zu neuen Siegen entreissen sah, war diese kleine Herzenserleichterung allerdings zu verzeihen.

VII.

Fortſetzung des erſten Feldzuges. — Montecuculi verdrängt die Türken aus Ungarn, und nimmt Clauſenburg in Beſitz. — Der Wankelmuth der Siebenbürger nöthiget ihn zum Rückzug.

Gehorchen iſt des Kriegers erſte Pflicht. Montecuculi gehorchte alſo dem höhern Befehle, und brach mit der Armee auf. Der Marſch ging ſo eilfertig, daß ſie ſchon am 3 Auguſt auf den Ebenen von Lewenz ſtand. Hier hörte unſer Held, daß Kemini ſich zurückziehe, daß der Alibaſcha ihm mit 60,000 Mann nachſetze, und daß man die kaiſerliche Armee mit Ungeduld erwarte. Er ließ alſo das Fußvolk und die ſchwere Artillerie unter dem Prinzen Wilhelm von Baden zurück, und ſetzte mit der Kavallerie den Marſch mit ſolcher Eile fort, daß er

ſchon

schon am 18 August am Ufer der Teiß, eine Meile unter Tokay eintraf.

Es hätte unmöglich zu gelegenerer Zeit geschehen können. Der Feind hörte kaum von seiner Annäherung, so zog er sich auch schon zurück. Er war bereits über Nagybanya vorgedrungen, und verheerte die Gegenden bey Marmaros und Mongatsch, während die Tartaren überall die traurigsten Spuren ihres Durchzuges zurückliessen. Nach einem vergeblichen Angriff auf Medwisch lagerte er sich unter Husztb, brach aber auf, sobald er von der Anrückung der christlichen Armee hörte.

Sobald Montecuculi die Infanterie an sich gezogen hatte, verweilte er nicht, dem Feinde nachzusetzen; bevor er sich aber mit demselben in eine Schlacht einließ, suchte er alle nur mögliche Verstärkungen an sich ziehen.

Der Palatinus versprach 10,000 Mann, aus denen aber 150 Reiter wurden, die

Homanay sehr ungern bewilligte, und auch, so wie sie von den Gränzen von Siebenbürgen anlangten, wieder zurück forderte. Man stellte ihnen vor, daß auf diese Art die Ehre des Sieges den Deutschen allein bleiben würde; man wollte sie bereden, daß sie, um den kaiserlichen Waffen mehr Nachdruck zu geben, wenigstens zum Schein ein Heer an den Grenzen zusammen zögen; allein alle Gründe der Vernunft gingen an ihnen verloren. Selbst Kaschau weigerte sich die angebothene Besatzung einzunehmen, und man vermuthete, daß der Palatinus mit dieser Stadt verstanden war.

Die besten Entwürfe müssen durch solche Hindernisse vereitelt werden; indessen ging Montecuculi doch bey Tokay über die Teiß, und lagerte sich am 30 August längst dem Flusse Kraszna, zwey Meilen von Sathmar. Kemini war kurz zuvor mit 3000 Mann zu ihm gestossen. Dieser Fürst brannte von Ungeduld; wieder nach Sie-

ben-

renbürgen zu kehren. Er versicherte mit einem Eide, daß die Einwohner sich mit ihm vereinigen würden; er versprach einen Ueberfluß von Lebensmitteln, und goldene Berge.

Allein Krankheiten und Dürftigkeit hatten die Armee schon sehr geschwächt. Sowohl Officiere als Gemeine wurden durch Hunger, Fieber und Mühe sehr empfindlich mitgenommen. Die Felder standen zwar voll Korn; aber man hatte bey einem anhaltenden Marsch weder die Zeit, noch Mühlen, noch Oefen, noch Wägen, den gebackenen Vorrath fortzubringen.

Indessen traf man doch mit Kemini die Verabredung, daß er mit seinen Truppen jenseits des Krasznaflusses über Nagybanya und Samosvjvar fortrücke, die kaiserliche Armee aber am diesseitigen Ufer den Weg von Zillach nehme. Auf diesen verschiedenen Wegen hoffte Montecuculi sicherere Nachrichten von den Türken zu erhal,

halten, die sich, so wie er vorrückte, immer weiter zurückzogen. Er hörte auch bald darauf, daß sich der Alibascha bey Klausenburg setzen, oder den Kaiserlichen entgegen ziehen wolle.

Nun stellte Montecuculi sein Heer in Schlachtordnung. Die Figur war ein langes Viereck, das leicht aller nöthigen Bewegungen fähig war, und das Gepäck in der Mitte hatte. Das Fußvolk, die Reiterey und die Artillerie waren so eingetheilet, daß sie sich unterstützen konnten.

In dieser Stellung war man bis Clausenburg vorgerückt. Die Begierde zum Handgemenge zu kommen, ließ die Ungemächlichkeiten vergessen, die immer mehr zunahmen. Allein der Bascha war weder den Kaiserlichen entgegen gerückt, noch hielt er es für rathsam, sie bey Clausenburg zu erwarten; sondern hatte sich bis Neumark, sieben Meilen von dieser Stadt zurück gezogen.

Die Hoffnung in Clausenburg einen Ueberfluß an Lebensmitteln zu finden, hatte bisher den Muth des Soldaten erhalten; als er sich aber getäuscht sah, wurde er äusserst unwillig. Der erwartete Ueberfluß war ein schöner Traum, man fand kaum für einen Tag hinlänglich Brod. Die versprochene Vereinigung der Einwohner mit der kaiserlichen Armee, die Unterstützung von Seiten der sächsischen, und anderer siebenbürgischer Städte — alles ging im Rauche auf.

Diese Nation hatte während der Zeit den Michael Apaffy, einen Sachsen zum Fürsten ausgerufen, und sich öffentlich erkläret, daß sie weiter keiner Hülfe bedürfe; daß sie einer vollkommenen Ruhe geniesse, und daß sie denjenigen mit bewaffneter Hand empfangen würde, der es wagen sollte, diese Ruhe zu stören.

Man stelle sich die Verlegenheit vor, in welche eine so plötzliche Veränderung der

Scene unsern Helden versetzen mußte. Sein Heer war schon zusammengeschmolzen; der Winter war vor der Thür; anhaltende Regen hatten die Wege unbrauchbar gemacht, und man hatte ein verwüstetes, von Lebensmitteln entblößtes Land vor sich. In so einer Lage weiter vordringen, schien Montecuculi Unsinn. Seine Armee glich mehr einem Spitale, als einem zum Streit rüstigen Heere. Ueberdieß stand der Türk in einem vortheilhaftem Lager; hätte ein fruchtbares Land hinter sich, und die Bewohner davon zu seinen Anhängern. Montecuculi entschloß sich also zum Rückzug, und er glaubte dies um so eher thun zu können, da dieser Feldzug für die Kaiserlichen wirklich ruhmvoll war. Der Feind ward aus Ungarn vertrieben, man hatte den Kemini nach Siebenbürgen zurückgeführt, und es hing nur von den Einwohnern ab, ihren Fürsten, und die Hülfe anzunehmen, die man ihnen brachte. Endlich

hatte man auch den Schlüssel zu dieser Provinz in Händen, und konnte nach Belieben weiter darin vordringen.

Montecuculi ließ daher die Bürger von Clausenburg ihrem Fürsten huldigen, und die Stadt, nachdem er 1500 Deutsche und 600 Reiter des Kemini hineingelegt hatte, mit Munition und Lebensmitteln versehen. Bethlen und Fogaras mußten ebenfalls Besatzung einnehmen.

Nach dieser Veranstaltung zog er sich am 17 September zehn Meilen ober Clausenburg zurück, um den Feind bequemer beobachten zu können, ohne die herumliegenden Gegenden dieser Stadt verwüsten zu dürfen, und um ihr beyzustehen, falls der Feind einen Angriff auf dieselbe wagte.

Es fiel in diesem Feldzuge nichts wichtiges mehr vor. Der Bascha verließ Siebenbürgen, und nahm seine Winterquartiere in Temeswarerbezirke: Montecuculi aber brach mit seiner entkräfteten, halbnak-

ten

ten Armee nach der Teiß auf, und traf am 15 December bey Kaschau ein, wo er auf die Ankunft der Magnaten warten mußte, die sich erst hier wegen Berichtigung der Winterquartiere versammelten.

VIII.

Montecuculi's zweyter Feldzug gegen die Türken. — Neue Hindernisse von Seiten der Ungarn — Die Türken belagern Clausenburg vergebens. — Die Friedensunterhandlungen werden abgebrochen.

Kemini hielt sich inzwischen bey Medwisch auf. Er war in Siebenbürgen gewesen, wo aber seine Bemühungen fruchtlos abliefen. Die Stadt Bistritz, die ihm anzuhängen schien, schloß sogar ihre Thore vor ihm zu, und empfing seine Truppen mit Kanonenkugeln. Indessen hatte sich der Ehr-

geiz einmal seines Herzens bemeistert; er wollte nicht länger nur den Titel nach Fürst von Siebenbürgen seyn, ohne sich also durch die rauhe Jahrszeit, und die Abneigung der siebenbürgischen Stände, die sich wider ihn erkläret hatten, abschrecken zu lassen, und troz aller Vorstellungen seiner Anhänger verlangte er eine Verstärkung von 2000 Kaiserlichen, die ihm Montecuculi unter dem Obersten Gerard einem alten erfahrnen Krieger auch alsogleich zuschickte.

Er brach nun den 1 Jänner mit seinem verstärkten Korps auf: und es glückte ihm die Siebenbürger unvermuthet zu überfallen. Apaffy sah sich bald von aller Welt verlassen, und entflog nach Schäßburg. Hier verlangte er in das Schloß; aber die Bürgerschaft setzte sich dawider. Seine eigenen Truppen liefen in der Nacht davon, und liessen ihn im Stich.

Der erste Streich hätte also gelungen, allein Kemini wußte seinen Vortheil nicht

zu benutzen. Er ließ sich durch schöne Verheißungen einschläffern. Apaffy versprach ihm das Fürstenthum abzutreten; die Stadt versicherte, daß sie ihn für ihren Fürsten erkennen wollte, wenn er keine Gewalt brauchte. — Man trat in Unterhandlungen: indessen gewannen die Türken Zeit, sich zu versammeln, und Besatzung in die Stadt zu werfen. Am 23 Jänner erlaubte Kemini seinen Truppen zu furagiren. Die Türken fielen am hellen Mittag mit aller Wuth über sein Korps her, das kaum Zeit gewann, sich in Schlachtordnung zu stellen. Der linke Flügel, wo die Deutschen standen, that Wunder der Tapferkeit; allein der Rechte wich, und da die Türken nun dem Linken in den Rücken kamen, mußte auch dieser die Flucht ergreifen. Das ganze Heer wurde zerstreut, und was dem Feinde entging, ward von den Bauern todtgeschlagen. Kemini selbst blieb auf dem Platz: dies war das Ende eines Mannes, der

viele Tapferkeit und Erfahrung im Kriege besaß; aber weniger Klugheit hatte. —

Die Stände von Oberungarn hatten sich auf Befehl des Kaisers in Kaschau versammelt. Montecuculi war den 11 Jänner dort eingetroffen, um ihren Sitzungen beyzuwohnen. Er foderte, daß man den Truppen Quartiere anweise, und Besatzung in Kaschau lege. Er stützte die Forderung des letzten Punktes auf die Vortheile, die daraus für die Leitung des Krieges entstehen würden — auf die Nothwendigkeit des allgemeinen Besten — auf die wirklichen Verträge des Landtages, und endlich auf das heimliche Einverständniß mit den Türken, daß einige Bürger nur zu offenbar an den Tag legten.

In Ansehung der ersten Forderung stellte er vor, daß die Ungarn seinen Truppen Quartiere schuldig wären, weil sie selbst um diese Hülfe gebethen hätten: daß ihnen diese Armee durch die Vertreibung des Türken

ken den wesentlichsten Dienst erwiesen, daß man zu ihrer Sicherheit 3000 Mann ausser ihrem Lande, nämlich in Siebenbürgen, unterhalten habe; daß sie dadurch Zeit gewonnen hätten, ihre Erndten ungestört in Sicherheit zu bringen, und daß es endlich um so billiger sey, einer Armee Erholung zu gönnen, die man nicht einmal aus dem Lande entfernen könnte, ohne dasselbe den Einfällen des Feindes bloß zu stellen.

Allein so gegründet diese Vorstellungen waren, so glitschten sie doch abermal an diesen Köpfen ab. Die Stände beriefen sich auf ihre Freyheiten, mit denen die Foderung der Quatiere nicht verträglich wäre; und was Kaschau betraf, so wollten sich die ungarischen Edelleute hier leere Wohnungen vorbehalten, um Unterstand zu finden, im Falle sie sich nach dieser Stadt flüchten müßten.

Dieser Gegenstand ward in mehreren Sitzungen fruchtlos vorgenommen. Monte-

recuculi merkte endlich, daß ein höherer Einfluß auf den Widerspruchsgeist dieser Versammlung wirke, und das Herz und Zunge mancher Mitglieder bereits durch Geld gewonnen war. Ich übergehe mehrere schwarze Züge, welche die gegenwärtige Versammlung bezeichneten, und in der Geschichte dieser Nation einen unauslöschlichen Flecken zurücklassen. — —

Genug die Stände giengen am 21 Jänner unverrichter Dinge auseinander. Sie entschuldigten sich beym Kaiser, und ersuchten ihn seine Armee zurückzuberufen; und aus einem Uebermaaß von Güte willigte Leopold in ihr Verlangen.

Die Armee war aus Oberungarn in Niederungarn gegangen, wo sie Quartiere nahm. Der Türk eröffnete diesen Feldzug mit der Belagerung von Clausenburg. Er hatte sich schon im Frühjahre mit dem Apafy und den Wallachen zu dieser Absicht vereini-

einiget, und setzte dieser Festung bereits aus allen Kräften zu.

Der Kommandant David Redani vertheidigte sich tapfer, und tödtete durch seine Ausfälle und Gegenwehr viele von den Feinden. Montecuculi schickte nun den Obersten Schneidan diesem Platze zu Hülfe. Dieser warf die feindlichen Vorposten über den Haufen; sein Vortrab aber, den der Oberste Post führte, hieb ein Korps von Bauern in Stücke, die sich im Walde verschanzt hatten, und ihm den Durchzug streitig machten. So langten die Kaiserlichen, den Degen in der Faust als Sieger vor Clausenburg an. Apaffy hatte schon zwey Tage vor ihrer Ankunft die Belagerung aufgehoben, und viele Lebensmittel und Kriegsgeräthe im Lager zurückgelassen.

Dies war der einzige wichtige Auftritt in diesem Feldzuge. Ueberhaupt wurde dieses Jahr mehr mit der Feder als dem Degen gefochten. Der Kaiser, oder viel-

mehr

mehr seine Minister besorgten, daß Frankreich den Zeitpunkt benutzen, und in Deutschland einfallen möchte. Man trat also mit der Pforte in Unterhandlungen, und schickte einen eigenen Gesandten mit Friedensvorschlägen an dieselbe ab. Leopold schrieb auch auf den 1 May einen Landtag zu Presburg aus, um sich über die Kriegsangelegenheiten zu berathschlagen, Die Stände eröffneten ihre Sitzungen mit einer Liste von Beschwerden, denen sie alsoglich wollten abgeholfen wissen. Ihre Forderungen waren so überspannt, und der Funken des Aufruhrs, der noch in der Asche glimmte, leuchtete so sichtbar durch, daß der Kaiser sich gezwungen sah, am 9 September die Versammlung aufzuheben. Mit ihr ging zugleich der mit den Türken zu Temeswar gehaltene Kongreß zu Ende — und der Kriegstempel blieb offen — —

IX.

Montecuculi's Feldzug von 1663. — Schlechte Anstalten von Seiten des Ministeriums. — Der Türke erobert Neuhäusel — Treulosigkeit der Ungarn. — Montecuculi legt das Kommando nieder.

Es befand sich damals ein Minister *) am kaiserlichen Hofe, der von nichts als Frieden träumte. Der Türke suchte ihn durch eine dem Scheine nach eben so friedfertige Denkungsart, in dieser Lieblingsidee zu erhalten; rüstete sich aber indessen aus allen Kräften zum Kriege.

Diese Friedensliebe des Ministers war die Quelle von zwey grossen Uebeln: Man betrieb die Kriegsanstalten nicht mit dem gehörigen Eifer — und man theilte die Trup-

*) Fürst Portia.

Truppen, um den Ehrgeiz einiger Grossen zu befriedigen, in kleine Korps ab. Ja man schickte sogar 4000 Veteranen in Italien, und entblößte eine Provinz, die so sehr dieser Unterstützung bedurfte.

Die ganze vernünftige Welt sah das fürchterliche Kriegsgewitter herannahen, und doch gab es Leute, die bey der Nachricht, daß der Großvezier mit 100,000 Mann anrücke, wie vom Donner betroffen worden. Die Sache war nur zu gewiß. Der bey der Pforte residirende Minister, Kundschafter, Privatbriefe, alles bestättigte seinen Anzug.

Die ganze Macht, die man diesem feindlichnn Strome entgegen stellen konnte, bestand in 6000 Mann, und bey dieser Anzahl bliebs auch den ganzen Feldzug durch; dann was an Recruten oder Unterstützung aus dem Reiche anlangte, war kaum zur Ersetzung der Todten und Kranken, und zur

Ver-

Vertheidigung der gefährlichsten Plätze hinlänglich.

Was sollte Montecuculi mit dieser Handvoll Leute gegen ein zahlreiches Heer thun? Mit seinem Korps nach Husarenart herumstreichen, war wider seine Würde — dem Kaiser seine Noth klagen? Der Monarch lag eben an Kinderpocken krank — Den Dienst verlassen? dies erlaubte seine Ergebenheit und Treue gegen das Haus Oesterreich nicht. — Man mußte also aus Noth Tugend machen, und dem Feinde seine Schwäche so viel möglich zu verbergen suchen.

Montecuculi wählte sein Lager bey ungarisch Altenburg. Hier hatte er den Vortheil, daß er durch Brücken und Schiffe Herr von beyden Ufern der Donau blieb, und die Zufuhr zu allen nöthigen Bedürfnissen offen behielt. Von hier konnte man den drey Plätzen Raab, Comorn und Neuhäusel, die dem Türken am ersten im Wurfe

se lagen, am leichtesten zu Hülfe kommen. Oesterreich war gedeckt, und man konnte jeder feindlichen Bewegung den Vorsprung abgewinnen, weil man von allen Seiten gerade durchschnitt, der Feind aber in krummen Linien vordringen mußte.

Eine Protestation des Erzbischofes von Gran war Schuld, daß sich die Truppen erst am 15 July versammelten. Zum Glücke waren durch anhaltende Regen die Flüsse aus den Ufern getreten, und verhinderten den Großvezier die Protestation des Erzbischofes zu benutzen.

Man hielt am 14 wegen Stellung der ungarischen Miliz eine Zusammentretung in Comorn. Darin ward beschlossen, daß die Truppen der am linken Ufer der Donau gelegenen Comitate sich theils bey Neuhäusel zwischen der Waag und der Neutra, und theils zu Läwenz und Tarpfen unter dem General Grafen Adam Forgatz versammeln. Die Truppen der zur Rechten befindlichen

Komitate sollten zwischen Raab und Papa unter dem Kommando des raabischen Erzbischofes ihren Posten nehmen; die von Presburg und Comorn aber sich auf der Insel Schütt vereinigen. Weil aber diese Landmiliz aus unerfahrnen Bauern bestand, die nur Zwang zusammenhielt, und die schon beym blossen Anblicke des Feindes davon liefen, so beschloß man nur die tauglichsten auszuwählen. Diese sollten den ganzen Feldzug mitmachen, und auf Kosten derjenigen erhalten werden, denen man erlaubt hatte, wieder zu ihrem Pfluge zurückzukehren. Man sprach auch von frischen Rekrutirungen, allein der Erzbischof machte den Einwurf, daß man vorläufig den Grenztruppen ihren Sold bezahlen soll, weil sie sonst ihren Posten verlassen und um ordentlichen Gehalt zu bekommen, den Werbplätzen zulaufen würden.

Auf diesem kritischen Fusse standen die Sachen, als der Großvezier mit Anfang

Augusts bey Gran anlangte, und alsogleich einige Truppen über die Donau setzte. Graf Forgatz, der sich den Feind viel geringer vorstellte, eilte ihm mit seiner Landmiliz, und einem Theil der Besatzung von Neuhäusel entgegen, und griff ihn am 7 muthig an. Allein er merkte bald, wie sehr er sich verrechnet hatte. Der Tag war kaum angebrochen, so sah er schon den Anführer des Vortrabes, der bis Parkany vorgedrungen war, auf sich zurückstürzen, und den Feind hinter ihm her. Ein Hauptfehler war, daß Forgatz mit der Kavallerie zu hastig vorgerückt, und von der zurückgebliebenen Infanterie nicht unterstützt werden konnte. Anstatt des gehofften Sieges bekam man eine Schlappe, welche die ohnehin traurige Lage der Kaiserlichen noch betrübter machte. Von dem ganzen Korps kam nicht ein Mann zurück. Was nicht unter dem Säbel fiel, wurde gefangen und zerstreut. Die Besatzung in Neuhäusel

war geschwächt und muthlos. Der Groß-vezier durfte nur mit 5 bis 6000 Mann seinen Sieg verfolgen, und die Stadt hätte sich ergeben.

Allein dieser unvorhergesehene Glücks-streich machte ihn nur noch unentschlossener. Er wuste nicht, sollte er Raab oder die Armee angreifen; dadurch gewann Montecuculi Zeit, frische Truppen in Neuhäusel zu werfen. Endlich machte der Vezier doch Miene Raab zu belagern; gleich aber schreckte ihn die Nachbarschaft der kaiserlichen Armee, deren eigentliche Stärke ihm unbekannt war, und das ausgetretene Gewässer, das einem See glich, wieder von diesem Vorhaben ab. Eben so wenig getraute er sich, das durch Flüsse und feste Plätze bedeckte Lager anzugreifen, und beschränkte endlich seine grossen Plane auf die Belagerung von Neuhäusel.

Die kaiserliche Armee erhielt durch die Regimenter Spork, Heister und Schnei-

dazu eine Verstärkung; es ward auch am 14 August zu Presburg über die Aushebung frischer Landmiliz eine Versammlung gehalten; der Forgatzische Unglücksstreich hatte aber die Geister so niedergeschlagen, daß man nichts bewirken konnte.

Man schrieb für den 24 eine neue Zusammentretung zu Wartberg aus, und um diese zu decken, brach Montecuculi von Altenburg auf, ging über die Donau, und lagerte sich bey Lansitz.

Der einzige Palatinus traff am bestimmten Tage am Versammlungsorte ein. Einige Komitate entschuldigten ihre Nichterscheinung durch den Einbruch der Türken, andere durch die Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung, und diese durch die Erschöpfung, in der sie sich seit der Schlappe bey Parkany befänden. Es war also auch diese Hoffnung verschwunden, und doch hatte man nur diese Versammlung wegen den Posten bey Altenburg verlassen. Indessen ver-

lor unser Held den Muth nicht. Er ließ den Feind beständig beobachten, und suchte ihm allen möglichen Abbruch zu thun. Unter andern mußte eines Tages der Feldmarschall-lieutenant von Spork mit 2000 Reitern sein Glück wider ihn versuchen, war aber auf einen weit überlegenen Haufen gestossen, und hatte es nur seiner Tapferkeit zu danken, daß er unbeschädigt das Lager erreichte.

Die Belagerung von Neuhäusel wurde inzwischen fortgesetzt, und da dem Feinde bey dieser Arbeit seine Kavallerie überflüßig war, so wollte er sie zu einer wichtigern Unternehmung anwenden. Er versuchte durch mehrere Tage über die Waag zu setzen, um das kaiserliche Lager anzugreifen, und führte auch am 3 September mit einer Armee von 25,000 Mann dies Vorhaben aus. Die kaiserlichen Truppen die das Ufer deckten, wurden von der Uebermacht zurückgeworfen, und zwey Meilen

weit verfolgt. Nachdem nun die Kette gesprengt war, drehte sich ein Heer, von 15000 Tartaren theils gegen Presburg und längst den Bergen hin, und theils gegen Mähren, wo sie jeden ihrer Tritte mit Schwert und Feüer bezeichneten. Der übrige Theil der feindlichen Armee blieb mit der Artillerie vor Freystadt, das sogleich beschossen wurde.

Sobald Montecuculi von diesem Einfall Nachricht hatte, stellte er sein Heer in Schlachtordnung, um dem Feinde die Spitze zu bieten. Er hatte in allem kaum 4000 Mann im Lager, und wollte daher die Vorposten, und die an der Waag gestandenen Truppen an sich ziehen. Als er aber hörte, daß diese bereits auf einem andern Wege nach Presburg zurückgeflogen wären, so sah er sich gezwungen, um vom Feinde nicht abgeschnitten zu werden, ebenfalls den Rückweg anzutreten. Er brach also noch am

sel-

selben Abend auf, und stand schon vor Tagesanbruch dicht vor Presburg.

Hier die Anhöhen besetzen, und längst der Vorstädte hin bis zur Donau eine Linie ziehen, wäre freylich das vortheilhafteste gewesen. Wie sollte er sie aber mit dem Paar tausend Mann, die ihm noch übrig geblieben, gehörig vertheidigen? Aus diesen und noch andern Gründen warf er sich mit seinem kleinen Heere in die Insel Schütt, und legte einige Besatzung in Tirnau, und Modern. General Spork wurde mit 2000 Reitern zur Verfolgung der Tartarn ausgeschickt; diese waren aber bereits nach Freystadt zurückgekehrt, nachdem sie weit umher geplündert, und alles verheeret hatten. Man trug der Stadt Presburg eine Besatzung an Sie weigerte sich, sie anzunehmen; wurde aber bald darauf durch Noth geschmeidiger.

Während Montecuculi hier die Hülfstruppen aus dem Reiche, und die ungari-

sche Landmiliz erwartete, suchte der Feind mehrmalen in die Insel einzudringen, fand aber immer tapfern Widerstand. Hingegen errangen die Kaiserlichen manchen kleinen Vortheil über die Türken, und jagten ihnen bey Ausfällen über die Donau Kameele, Pferde und Büffel ab.

Neuhänsel hatte sich bisher muthig vertheidigt, und mehrere Stürme abgeschlagen, mußte sich aber endlich aus Mangel an Streitern und Munition am 22 September mit Vergleich an den Feind ergeben, wodurch er nun offenes Feld bekam.

Der Fall dieser Festung brachte zwey ganz entgegengesetzte Wirkungen hervor. Einige Ungarn wurden dadurch so kleinmüthig, daß sie sich dem türkischen Schutze unterwerfen wollten, und deswegen mit dem Feinde wirklich in Unterhandlung traten. Die Anführer der Armee hingegen belebte dieser Verlust mit neuem Muthe. Sie befestigten die Plätze und Durchgänge, und ver-

stärk-

stärkten die Besatzungen der Insel Schütt und der Stadt Presburg, die sich nun nicht mehr weigerte, diese Hülfe anzunehmen.

Indessen war der Graf Niklas Serini mit den Kroaten und ungarischen Grenztruppen den 15 Oktober auf der Insel angekommen, und hatte sich bey Comorn gelagert, wo er eine Brücke schlug. Er nahm manche Streifung jenseits der Donau vor, und errang einige Vortheile; die aber nicht entscheidend waren.

Der Großvezier, der sich bisher mit der Herstellung Neuhäusels beschäftigte, ließ endlich seine Tartaren nach Gran zurückgehen, und zog ihnen mit dem übrigen Heere nach, das er ohne weitere Unternehmungen in die Winterquatiere legte. Die kaiserliche Armee folgte bald seinem Beyspiele, indem sie dem Himmel dankte, daß er ihr den Muth und die Klugheit gab, die dem Großvezier fehlte, der sich seiner Siege nicht zu

be-

bedienen wußte, und seine Eroberungen auf die Einnahme einer elenden Festung beschränkte.

Wenn man die Lage durchdenkt, in der sich Montecuculi diesen ganzen Feldzug durch befand, so muß man erstaunen, daß er nicht ganz aufgerieben, und selbst Oesterreich nicht zur türkischen Provinz wurde. Indessen hat der Vertheidigungskrieg nicht die glänzende Aussenseite der siegreichen Fortschritte. Ein einziger glücklicher Streich macht alle vorhergegangene Fehler vergessen; im Vertheidigungskriege aber wird das kleinste Versehen im vergrössernden Lichte betrachtet. Man sieht nur das geschehene Uebel, aber nicht dasjenige, was noch geschehen wäre, wenn man nicht abgewandt hätte.

Es konnte also wohl nicht an Leuten fehlen, die diesen Feldzug für einen der unglückseligsten erklärten, und die Schuld davon auf den Anführer der Armee wälz-

ten. Die Feinde unsers Helden stimmten laut in diesen Tadel, und arbeiteten an seinem Sturz.

Montecuculi sah mit edler Verachtung auf die Schlangengänge dieser kleinen Geister herab, und legte freywillig seine Befehlshaberstelle nieder.

X.

Feldzug gegen die Türken von 1664. Unglücklicher Gang desselben. — Montecuculi übernimmt das Kommando wieder. — Er gewinnt die Schlacht bey St. Gotthard. — Der Türke macht Friede.

Die Unglücksfälle des vergangenen Feldzuges hatten das kaiserliche Ministerium nicht klüger gemacht. Man verwarf alle Regeln der Kunst und Erfahrung, und machte lauter chimärische Projekte. Vorher gin-

gingen die Sachen aus Mangel an Betriebsamkeit den Krebsgang, und nun gingen sie schief aus übelverstandener Thätigkeit.

Graf Hohenlohe war mit einem beträchtlichen Korps Hülfstruppen aus dem Reiche angelangt. Nach den Regeln der Kriegskunst hätte man ihn an der Donau in Quartiere legen sollen, um den Feldzug mit einer wichtigen und vortheilhaften Unternehmung eröffnen zu können; anstatt dessen schlug man eine Winterkampagnie vor. Man wollte nämlich, während sich die Türken zurückgezogen und zerstreuet hatten, Einfälle thun, und das Land verheeren, um den Feind zu verhindern, künftiges Frühjahr im Feld zu erscheinen.

Dieser Vorschlag fand häufige Widersprüche, ward aber doch durchgesetzt; nur hatte man das Kriegstheater an einen andern Ort verlegt. Die Reichstruppen wurden von der Donau weg, und nach Steyer-

mark geführt. Bald darauf wurde das grosse Werk angegriffen. Diese Truppen gingen mit dem 20 Jenner in Begleitung einiger kaiserlicher Regimenter, und der Kroaten des Serini über die Murr, wo sie sich mit dem Grafen Budiani vereinigten, und nun bey 25,000 Mann stark vor Bresnitz rückten. Sie setzten vermittelst des Eises über den Graben, und nöthigten den Platz zur Uebergabe.

Man schmeichelte sich mit Fünfkirchen eben so geschwind fertig zu werden, fand aber weit größern Widerstand, als man glaubte, und mußte unverrichter Dinge abziehen. Dafür ergab sich Sigeth, bevor man es noch belagerte, und am 15 Februar stand die Armee wieder an der Murr.

Hier brach die Uneinigkeit, die zwischen Hohenlohe und Serini schon einige Zeit herrschte, sichtbarer aus, und beyde Heere trennten sich. Der Plan, Canischa unvermuthet wegzunehmen, vereinigte sie

wieder. Ein unerfahrner Ingenieur hatte ihn dem Grafen Serini in den Kopf gesetzt; der Staatsrath empfahl das Projekt dem Kaiser, der sich eben in Regensburg befand, und der Kaiser bestimmte den 8 Merz zur desselben Ausführung.

Mehrere erfahrne Kriegsmänner riethen diese Unternehmung ab, und schlugen dafür die weit wichtigere Eroberung von Gran vor, wurden aber überstimmet. Man versammelte also die Truppen um Canischa. Strozzi kommandirte die Armee des Kaisers, Serini die Ungarn und Kroaten, und Hohenlohe die Reichstruppen. Diese Generäle sollten wechselweise die Losung geben, konnten aber weder über die Austheilung der Posten, noch über die Maaßregeln des Angriffes unter sich einig werden. Man fand auch den Feind weit besser vorbereitet, als man vermuthete, und sah sich endlich gezwungen, den vorgehabten Sturm in eine förmliche Belagerung zu verwandeln.

Man

Man ließ sich frische Truppen, Lebensmittel, Munition und das nöthige Geschütz zuführen, und doch gelang der zweyte Versuch nicht besser als der erste. Am 22 May kam die Nachricht, daß der Großvezier gegen Fünfkirchen im Anzuge sey um Canischa zu entsetzen; am 30 stand er wirklich schon bey Sigeth. Die Generäle geriethen in Verlegenheit, und die muthigen Ausfälle der Belagerer brachten sie noch mehr in die Klemme.

Man überlegte, was zu thun sey. Die Armee war zusammengeschmolzen, die Lebensmittel fehlten, die Stücke waren durch das viele Schießen unbrauchbar geworden, der Türke hatte 40,000 Mann, und 100 brauchbare Kanonen mit sich, und die Anführer des vereinigten Heeres hatten sich zerworfen. Diese Umstände zusammen brachten endlich den Entschluß zum Rückzuge hervor. Man hob in der Nacht vom 1 Juny mit Zurücklassung vieler Munition

die Belagerung auf, und sah also ein Projekt scheitern, das mehrere Millionen gekostet hätte.

Der Feind setzte der Armee nach, und drückte sie über die Murr zurück: dadurch ward er Herr von einem Wald, der ihn deckte, und einem Berge, von dem er die ganze entgegengesetzte Seite des Ufers bestreichen konnte: zugleich hatte er offenen Weg nach der Festung Serinwar, der nun alle Hülfe abgeschnitten wurde.

Der Kaiserhof gerieth bey Empfang dieser Nachricht in grosse Bestürzung, und Montecuculi genoß den schönsten Triumph, den der wahrhaft grosse Mann über niedrige Verläumder erringen kann. Er erhielt von seinem durch falsche Rathgeber irregeführten Monarchen ein eigenhändiges Schreiben, worin er ihm das Kommando der ganzen Armee übertrug. Der gütige Leopold gestand darin, daß leider alles so eingetroffen habe, wie Montecuculi es vorsag-

sagte, und befahl ihm daher, sich eiligst an Ort und Stelle zu begeben, um das Oberkommando zu übernehmen.

Montecuculi sah wohl, auf welchem elenden Fuße die Sachen standen, und wie sehr er durch die Uebernehmung einer mehr als halbverlornen Partie seinen erworbenen Ruhm auf das Spiel setzte. Indessen siegte Patriotismus und Gehorsam gegen seinen Fürsten über alle Bedenklichkeiten. Er reisete am 8 Juny von Wien ab, hielt zu Gratz mit den Ministern eine Berathschlagung, und kam am 15 im Lager an.

Hier fand er Serinwar belagert; Strozzi war in einem Scharmützel geblieben; die Armee war in einem traurigen Zustande; die meisten Officiere waren entweder verwundet oder krank. Das Fort selbst war schwach und fehlerhaft angelegt worden: der Feind konnte es von der Anhöhe bestreichen, und ein einziger recht ernsthafter Sturm hätte es fallen gemacht.

Indessen suchte Montecuculi diesen Ort, so wie den Fluß so gut möglich zu behaupten; wobey aber mehr seine Absicht war, dem Feind, während er ihn in Beschäftigung erhielt, Schaden zu thun, und so lange Zeit zu gewinnen, bis die Reichstruppen und die Franzosen zu ihm gestossen, und er also dem Feinde die Spitze biethen konnte.

Diese tapfere Vertheidigung des Schlosses währte bis an den 30 Juny, wo der Feind nach mehr fehlgeschlagenen Versuchen dasselbe mit Sturm eroberte. Montecuculi hatte dem Kommandanten aufgetragen, die Festungswerke zu sprengen, und sich mit der Besatzung über die Murr ins Hauptlager zu ziehen; dieser aber glaubte sich noch bis an den folgenden Tag halten zu können, und ward ein Opfer seines Muthes. Bey 300 Mann gingen zu Grunde, und unter diesen sehr viele Officiere; nur wenige erreichten das Lager.

Der Türke wollte sich diese Verwirrung zu nutzen machen, und über die Murr setzen; allein man hatte solche herrliche Vertheidigungsanstalten getroffen, daß er nach einem zweystündigen, hartnäckigem Gefechte sein Vorhaben aufgeben mußte. Er wiederholte mehrere Angriffe, die aber eben so fruchtlos abliefen. Beyde Lager beschossen sich unaufhörlich, und dies währte bis zum 12 July.

Während hier der Hauptkrieg geführt wurde, hatte der Fürst der Wallachey mit seinen Truppen in Vereinigung mit einigen Tartarn und Türken, Lewenz angegriffen. Die Generäle Souches und Heister eilten diesem Platze am 29 July zu Hülfe, und richteten unter den Feinden eine grosse Niederlage an. Der Sieg wäre noch vollkommner gewesen, wenn die Ungarn um die bestimmte Zeit eingetroffen wären.

Indessen war der Großvezier am 12 gegen Canischa aufgebrochen. Montecucu-

li ließ ihm durch die Kavallerie nachsetzen, die einen Theil des Nachtrabes schlug, und Gefangene einbrachte, aus deren Aussäge und Combinirung der übrigen Umstände es sich schliessen ließ, daß der Großvezier entweder am Plattensee ausruhen, und dann Raab belagern, oder daß er über Oedenburg und Neustadt gegen Oesterreich vorbringen wolle, oder daß er von Canischa wieder einen Gegenmarsch an die Murr mache, sobald sich die Kaiserlichen davon entfernt hätten.

Man machte also für all diese Plane die Gegenanstalten, und brach erst am 14 auf, nachdem man an einigen Orten Bedeckung zurückgelassen hatte. Man marschirte gegen die Raab, um die Vereinigung mit der Reichsarmee zu beschleunigen, die auch zwischen den 26 und 17 July vor sich ging. Bald darauf stiessen auch die französischen Truppen zum kaiserlichen Heere.

Die

Die Hauptabsicht des Montecuculi ging dahin dem Feinde zuvorzukommen, ihm den Uebergang über die Raab streitig zu machen, oder ihn mit seiner Infanterie abzuschneiden, falls der Uebergang schon erfolgt wäre. Er rückte also, da die übrige Armee nur langsam folgen konnte, mit der Kavallerie und einigen Feldstücken gegen St. Gothard vor, weil er von diesem Posten aus, Steyermark und Oesterreich decken, und da er den Raabfluß vor sich hatte, jede Bewegung des Feindes beobachten konnte. Er hörte, daß 15,000 feindliche Reiter bey Sarvan ständen, und brach eiligst dahin auf. Er kam zur gelegenen Zeit; denn die Türken wollten eben bey Körment über die Raab setzen, wurden aber zurückgeschlagen.

Am 27 wagte der Großvezier einen noch ungestümmern Versuch, der eben so unglücklich ablief. Aus Zorn steckte er sein Lager in Brand, und zog den Raabfluß

hinauf, wo er abermal den Uebergang versuchte, aber mit grossen Verlust zurückgetrieben ward.

Den 29 rückte er noch mehr gegen St. Gothard hinauf. Die kaiserliche Armee, die nun zu ihrer Infanterie gestossen war, begleitete ihn am andern Ufer. Am 30 waren beyde Heere einander gegenüber, und liessen unaufhörlich ihre Kanonen spielen. Die Kaiserlichen machten den rechten, die Franzosen und Alliirten den linken Flügel, und die Reichstruppen waren im Centrum.

Der 1 August war endlich der entscheidende Tag, der Montecuculi eine neue Heldenkrone flocht, und diesem Kriege ein Ende machte. Durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit der ausgestellten Wachen waren in der Nacht vom 31 einige feindliche Truppen eine halbe Meile ober St. Gothard über den Fluß gekommen, und hatten

ten sich verschanzt, ohne daß jene nur das mindeste wahrnahmen.

Am folgenden Morgen gegen 9 Uhr zog der Großvezier mit seiner Armee in Schlachtordnung längst dem Ufer herab, und wählte sich einen Ort, wo das Wasser kaum 12 Schritte Breite hatte, und überdies noch einen einwärts gebogenen Winkel bildete, der ihm sehr günstig war. Hier machte er den Angriff auf die Reichstruppen, die den Mittelpunkt des Lagers vertheidigten, und bahnte sich einen Uebergang. Alsogleich eilten die kaiserlichen Regimenter Schmit und Nassau zur Unterstützung herbey; allein die Anzahl der Feinde vermehrte sich immer, und die Reichssoldaten, die aus unerfahrnen Rekruten bestanden, hatten so wenig Muth, daß sie beym Anblicke des Feindes davon liefen, der sie bis zu ihrer Bagage zurückjagte.

Im nämlichen Augenblicke kam ein gewisser fremder General gegen Montecuculi *) wie ein Verzweiflender angesprengt, und schrie, daß die Truppen nichts taugen, und daß alles verloren sey. Unser kaltblütigerer Held aber sprach ihm Muth zu, und versicherte ihn, daß alles gut gehen werde. Mit diesen Worten nahm er drey kaiserliche Infanterie- und zwey Kavallerie-regimenter, und führte sie ins Treffen. Der Prinz von Baden hatte ebenfalls frische Reichstruppen gesammelt, und war dem Feinde in die Flanke gefallen, der nun in Unordnung gerieth, und bis an den Fluß zurückgedruckt wurde.

Inzwischen ließ der Großvezier immer frische Truppen über das Wasser setzen. Montecuculi sah nun, daß er es mit der vereinigten Macht der Türken zu thun haben

*) Nach einigen Geschichtschreibern war es ein Franzose. Siehe Oesterreichs Helden S. 74.

ben würde, und ließ also den französischen General Coligny dringend ersuchen, ihm die verabredete Hülfe zu schicken. Dieser machte einige Schwierigkeiten, schickte aber doch 1000 Fußgeher und 600 Reiter. Durch diese Verstärkung und Zuziehung einiger kaiserlichen Regimenter nahm die Sache wieder eine bessere Wendung.

Der Feind suchte indessen seinen gefaßten Posten hartnäckig zu behaupten. Ein grosser Theil seiner Kavallerie war eine halbe Meile oberhalb über den Fluß geschwommen; ein anders beträchtliches Korps war im Begriffe weiter abwärts darüber zu setzen. Das ganze kaiserliche Heer war in Gefahr umflügelt und aufgerieben zu werden.

In solchen entscheidenden Augenblicken zeigt sich der wahre Held. Graf Montecuculi verlor nicht einen Augenblik die Gegenwart des Geistes. Er befahl seinem eigenen und dem sporkischen Regimente, die

zwey einzigen, die noch nicht im Treffen verwickelt waren, den obern Theil des Flusses zu decken, den alliirten und französischen Truppen aber, den untern Theil zu schützen, und dem Feinde den Uebergang zu verwehren.

Er selbst stellte sich im Mittelpunkte dem ganzen Druck der feindlichen Armee entgegen, und veranstaltete von da aus den Hauptangriff. Es gab Feige, die schon das Feld verlassen hatten, und andere, die in derselben Absicht ihr Gepäck aufladen liessen. Montecuculi suchte sie durch eine muthige Anrede zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Hier gibt es keine andere Rettung, sagte er zu ihnen, als unsre Faust und unsre Tapferkeit. Wir müssen den Feind aus ganzen Kräften angreifen, und ihn schlagen. Glückt uns dies nicht, so dürfen wir wenigstens den Posten nicht verlassen. Wir müssen uns hier mit Lor-

bern

bern oder Cypressen krönen; den Sieg oder das Grab finden; überwinden oder sterben.

Kaum hatte er ausgeredt, so stürzten die kaiserlichen Regimenter Spick, Pio, Tasso, Lothringen, Schneidau und Rappach am rechten Flügel mit fürchterlichem Geschrey in den Feind. Zu gleicher Zeit, und mit ebendemselben Muth geschah der Angriff im Mittelpunkte durch die Reichstruppen, und am linken Flügel durch die Franzosen.

Nach einem schrecklichen Blutbade ward der Feind nicht nur aus seinen verschanzten Posten vertrieben, sondern gänzlich in die Flucht geschlagen. Er stürzte sich in größter Unordnung in den Fluß, und da in dem engen Raume eines das andere drängte, so kam hier, was dem Schwerte entronnen war, im Wasser um.

Zu gleicher Zeit schlug Spork die feindliche Kavallerie, und unter der übrigen

gen türkischen Reiterey, die oberhalb durchzusetzen suchte, richteten die Kroaten und kaiserlichen Dragoner eine grosse Niederlage an.

Das Treffen war blutig und hartnäckig, daurte von 9 Uhr früh bis 4 Uhr abends, und blieb lange unentschieden. Die Türken verloren dabey den Kern ihrer Truppen. Einige Schriftsteller geben ihren Verlust an Todten auf 16000 Mann an. Doch auch die Ueberwinder mußten ihren Sieg mit theuern Blute erkaufen.

Unser Held hätte gern den Feind verfolgt, allein der Fluß war gleich nach der Schlacht so schnell angewachsen, daß man am andern Tage die Posten am Ufer zurückziehen mußte; überdies standen jenseits 30,000 feindliche Reiter, die nicht mit im Treffen waren; man hatte auch Mangel an Lebensmitteln und Munition; die Truppen waren geschmolzen und abgemattet, und endlich hatte der Feind seinen Posten nicht

verlassen, und war erst am 6 am rechten Ufer gegen Körment aufgebrochen. Montecuculi mußte also das Vorhaben aufgeben, und sich damit begnügen, ihn am linken Ufer des Flußes dahin zu begleiten.

Man traf am 9 bey Körment ein. Montecuculi machte im Kriegsrathe wiederholt den Vorschlag, den Nachtrab des Feindes anzugreifen, um den Sieg zu verfolgen; man sagte ihm aber so viele gute Gegengründe, daß er es dabey bewenden ließ, und bloß den Grafen Nadasdy mit seinen Ungarn und Kroaten zur Verfolgung und Beobachtung des Feindes beorderte.

Indessen war die Siegespost am kaiserlichen Hofe eingetroffen. Der Kaiser war so entzückt darüber, daß er unserm Helden in zwey eigenhändigen Schreiben mit den verbindlichsten Ausdrücken seiner Zufriedenheit versicherte, und ihn zur Belohnung seiner Dienste zum Generalissimus ernannte.

Nach-

Nachdem die Armee einige Tage ausgeruhet, und an frischen Reichstruppen, und schöner Artillerie Verstärkung bekommen hatte, führte sie Montecuculi gegen ungarisch Altenburg. Hier erfuhr er, daß der Großvezier von Stuhlweissenburg nach Gran aufgebrochen, und mit seiner ganzen Macht am linken Ufer der Donau stände. Er zog also mit seinem Heer gegen Presburg, wo er über die Brücke ging, und gerade gegen die Waag marschirte, um sich dem Feinde entgegen zu stellen.

Am 26 September bekam man Nachricht, daß sich der Feind bey Neuhäusel gelagert habe. Montecuculi stellte seine Armee in Schlachtordnung, und führte sie gegen den Feind. Das ganze Heer brannte vor Begierde nach neuen Siegen, als ein kaiserlicher Befehl den Waffenstillstand überbrachte, dem bald darauf der Friede folgte.

Die

Die Politiker stiessen sich sehr an der Eilfertigkeit, mit der man dem siegreichem Kriege ein Ende machte. Vorzüglich schimpften die Ungarn laut darüber. Vielleicht trug aber gerade ihr mehr als zweydeutiges Betragen *) zur Beschleunigung des Friedens bey; vielleicht auch der Uebermuth der Franzosen, **) die sich den Sieg bey St. Gotthard zueigneten, und den Deutschen unerträglich wurden. — — —

Zu einer Art von Rechtfertigung muß ich hier anmerken, daß ich bey der Erzählung dieses vierjährigen Krieges die Beschreibung zum Grund geleget habe, die uns Graf Montecuculi selbst in seinem Wer-

*) La Hongrie, prete à se soulever, disoit & répétoit continuellement, qu'elle aimeroit mieux passer sous la domination ottomane, que de se voir plus long tems exposée aux insolences de la soldatesque allemande. *Histoire de Leopold* pag. 162.

**) Les françois, qui s'attribuoient l'honneur de la victoire de St. Gothard, commençoient à se rendre insupportable aux allemans. Ebendaselbst.

Werke über die Kriegskunst davon unterlassen hat. Ich glaubte keine reinere und reichere Quelle finden zu können.

Freylich vermißt man in dieser Kriegsgeschichte die Zierlichkeit und den Witz des grossen Friederichs; dafür aber schrieb Montecuculi gründlich und unpartheylich, und nahm sich keine poetischen Freyheiten

— — — — — —

XI.

Montecuculi wird Kriegspräsident— Er holt 1666. des Kaisers Braut aus Madrid, wo er den Orden des goldenen Fliesses erhält — 1670. begleitet er des Kaisers Schwester nach Polen. — Krieg zwischen Frankreich und Holland — Sein erster Feldzug gegen die Franzosen.

Dieser Friede hatte wenigstens dem Scheine nach die Ruhe in Ungarn hergestellt.

stellt. Die innerlichen Gährungen, die späterhin ausbrachen, und die Treulosigkeiten der Serini, Nadasdy u. s. w. liegen ausser meiner Sphäre, und gehören in Leopolds Lebensgeschichte.

Ich komme also auf das, was unsern Helden betrift. Montecuculi wurde bey seiner Rückkunft in Wien mit lautem Jubel empfangen. Aus jedem redlichen Bürgerauge strahlte ihm Beyfall und Herzensdank entgegen. Sein erkenntlicher Monarch lohnte dem Helden seine treuen Dienste, und erhob ihn zur Würde eines Kriegspräsidenten.

Das folgende Jahr erhielt er den ehrenvollen Auftrag, des Kaisers verlobte Braut, Margarithe, des Königs von Spanien, Philipps IV. Tochter von Madrid nach Wien zu führen, und 1670. traf ihn abermahl die Ehre, des Kaisers Schwester Eleonore nach Polen zu begleiten, wo sie

Bayerische Staatsbibliothek München

an den König Koribut Wiesnowieski vermählet wurde.

Seitdem der Kriegestempel geschlossen war, hatte Montecuculi Musse genug seiner mächtigen Neigung, der Liebe zu Wissenschaften, nachzuhängen. Jeder Augengenblick, den er den Staatsgeschäften entreissen konnte, wurde den Musen gewidmet; allein ein neuer Krieg, der sich zwischen Frankreich und Holland entspann, und an welchem der Kaiser Theil zu nehmen anfing, entführte ihn den Armen seiner Lieblinge, und rief ihn wieder ins Schlachtfeld.

Ludwig XIV. machte nach Philipps IV. Tode Anspruch auf Flandern. Darüber kam es zwischen beyden Mächten anfänglich zum Federkriege, und dann zur Ergreifung des Schwertes. Durch Englands und Hollands Vermittlung wurde die Fehde zwar beygelegt; allein bald darauf kündigte Frankreich letzterer Macht den Krieg an.

Die

Die bedrängten Holländer suchten Hülfe. Der Kuhrfürst von Brandenburg war der erste, der zu ihrer Vertheidigung aufstand, und endlich fanden sie auch im Kaiser eine Stütze.

Einige Geschichtschreiber sagen, daß Leopold sich wegen gewisser, auf Frankreichs Veranlassung in den münsterischen Frieden gekommener Artikel an Ludwig rächen wollte. Indessen ist es doch wahrscheinlicher, daß die bekannte Eroberungssucht dieses jungen Königs, der Lothringen an sich gerissen, und bereits halb Holland im Besitz hatte, den Kaiser zu diesem Schritte verleitete.

Montecuculi wurde 1672. mit 18000 Mann den Holländern zu Hülfe geschickt. Er hatte den Auftrag, zu dem Heere des Kuhrfürsten von Brandenburg zu stossen, und dann mit vereinten Kräften den Vorschritten der Franzosen Einhalt zu thun. Gewisse Gegenbefehle von Seiten des kai-

serlichen Premierministers Fürsten von Lobkowitz verzögerten diese Vereinigung, und so ging der Feldzug für dieses Jahr verloren.

Der Plan unsers Helden war über den Rhein und die Mosel zu gehen, und den Franzosen die Zufuhr abzuschneiden. Die mit Frankreich verbündeten Kuhrfürsten von Mainz, Trier und Pfalz versagten ihm den Durchzug. Er versuchte es unterhalb Mainz, fand aber den weit überlegenern Türenne im Weg.

Das vereinigte Heer nahm also den Rückweg durch Westphalen, und verjagte die Truppen des Bischoffes von Münster aus diesem Lande. Hier trennte sich Montecuculi vom Kuhrfürsten, und führte seine Armee nach Böhmen in die Winterquartiere. Die ganze Operation dieses Feldzuges bestand also hauptsächlich darin, daß man den Marschall Türenne in Beschäfti-

gung

gung erhielt, und ihn verhinderte, sobald nach Holland zu gehen.

XII.

Sein zweyter Feldzug gegen die Franzosen. — Glückliche Vereitlung des feindlichen Planes, — Er erobert Bonn. — Folgen dieser Eroberung. — Montecuculi legt das Kommando nieder.

Montecuculi war kaum aus Westphalen weg, so drang Türenne in diese Provinz ein, und spielte mit den Truppen des Kuhrfürsten von Brandenburg die Rolle, die diese kurz vorher mit den münsterischen gespielt hatten. Der Kuhrfürst wußte sich nicht besser aus der Klemme zu ziehen, als daß er mit Frankreich Friede machte, und durch diesen ganzen Krieg die strengste Neutralität versprach. Holland verlor also ei-

nen Freund, war aber so glücklich, nach vieler Bemühung einen andern im Könige von Spanien zu finden, der mit dem Kaiser in Bündniß getreten war.

Montecuculi rückte mit 30,000 Mann ins Feld, die Leopold selbst bey Eger gemustert hatte. In Franken stiessen noch 10000 Mann andere Truppen zu ihm, mit denen er nun gegen den Rhein vorrückte. Er zog sich bis Nürnberg, weil er von da aus gegen den obern und niedern Rhein gehen, in Elsaß eindringen, oder sich auch mit den Holländern vereinigen konnte.

Türenne kommandirte abermal die Franzosen. Dieser kannte die Stärke und Geschicklichkeit seines Gegners, weil er aber seine wahre Absicht nicht errathen konnte, so ging er über den Rhein, um ihn näher zu beobachten. Nachdem er sich auf dem Wege mehrerer Städte bemächtiget hatte, drang er bis Windsheim in Franken vor. Dieser kühne Schritt hätte bald eine Men-

ge deutscher Fürsten wider Frankreich aufgeregt.

Der französische Feldherr suchte nun, was es immer kosten möchte, unserm Helden den Uebergang über den Mayn zu verwehren, und wollte lieber eine Schlacht wagen, als diesen Schritt zugeben. Montecuculi aber schlug die Schlacht aus, und stellte sich am Ufer dieses Flusses in eine so vortheilhafte Lage, daß sein Gegner ihn nicht angreifen konnte.

Nach einigen Autoren nahm man es ihm übel, daß er bey Ochsenfurt die Schwäche der Feinde nicht benutzte, und selbst seine Soldaten sollen ihm laut den Vorwurf gemacht haben, daß er ihnen die Ehre eines gewissen Sieges aus den Händen riß; gleich aber entschuldigen ihn eben dieselben Schriftsteller wieder, indem sie vorgeben, daß Montecuculi vom Premierminister den bestimmten Befehl hatte, nicht zu schlagen. Genug er schlug zwey ange-

bothene Treffen aus, setzte aber sein Vorhaben durch, das sein Gegner aus allen Kräften zu verhindern suchte, und ihm vielleicht so empfindlich fiel, als eine verlorne Schlacht. Seine Klugheit wußte den Bischof von Würzburg zu gewinnen, der ihm ungeachtet der versprochenen Neutralität, seine Brücke überließ, auf welcher Montecuculi seine Armee glücklich über den Mayn führte.

Das war ein grosser Strich durch die französische Rechnung. Türenne gerieth über die Treulosigkeit des Bischofes in solche Wuth, *) daß er sein Land plünderte, seine Schlösser schleifte, und durch seine Soldaten alle Arten von Grausamkeiten ausüben ließ.

Mon-

*) Il se mit à piller son pais raser ses maisons, & enfin à faire toutes les autres hostilites, qu'un homme peut faire, quand il est offensé mortellement, & qu'il a la force à la main. *Histoire de Leopold* pag. 531.

Montecuculi zog indessen mit seiner Armee ungestört längst dem Rhein bis Coblenz hin, wo er sich mit dem Heere des Prinzen von Oranien vereinigte.

Die erste Frucht davon war die Eroberung Bonns. Diese Stadt wurde vom Kuhrfürsten den Franzosen zum Unterpfand seiner Treue überlassen, Obschon sie ohne Gräben, und nur schlecht befestiget war, so vertheidigte sie sich doch tapfer, und ergab sich erst nach einem achttägigen Widerstand.

Nach der Einnahme dieses Platzes, der die Kommunikation zwischen den vereinigten Provinzen und dem Reiche offen hielt, legte unser Held das Kommando nieder, weil er nicht unter dem Kuhrfürsten von Brandenburg dienen wollte, der für den kommenden Feldzug zum obersten Befehlshaber bestimmt war.

Er nahm den Ruhm mit sich, daß er durch den Uebergang über den Mayn den

Hauptplan seines grossen Gegners zerstört, und durch die Einnahme von Bonn die Franzosen gezwungen habe, ihre in den vereinigten Provinzen gemachten Eroberungen alsogleich fahren zu lassen.

Wahrscheinlich würde ihm der künftige Feldzug den Weg zu neuen Ehren gebahn t haben, hätte Kabale und Ministerintrike den Helden nicht zu entfernen gewußt.

XIII.

Der Feldzug von 1674. — Uneinigkeit der Anführer. — Schlechter Erfolg. — Montecuculi übernimmt das Oberkommando wieder.

In diesem Jahre schien sich die Gewitterwolke des Krieges mit ihrer ganzen Schwere auf Frankreich zu wälzen. England hatte mit den vereinigten Provinzen einen Privatfrieden geschlossen: der Kuhrfürst von

Köln und der Bischof von Münster waren von Frankreich abgefallen; Holland, Spanien, der Kuhrfürst von Brandenburg, und der Kaiser hatten ihren Bund erneuert; der König von Dänemark und der Herzog von Lothringen waren demselben beygetretten, und die Fürsten und Stände des deutschen Reiches kündigten Ludwig den Krieg an.

Man sah ein fürchterliches Heer gegen Frankreich ziehen; allein es fehlte diesem grossen Körper an einem Kopfe, oder er hatte vielmehr zu viel Köpfe.

Der Prinz von Oranien forderte das Oberkommando über das vereinigte Heer, und hiemit war der Zankapfel geworfen. Der kaiserliche Anführer Graf Souches sträubte sich, den Befehlen des Prinzen zu gehorchen, und arbeitete den Planen der Holländer und Spanier vorsetzlich entgegen. Man sah bald alle Fehler entstehen, die

noth-

nothwendig aus der Disharmonie der Häupter einer Armee entspringen müssen. — —

König Ludwig hatte sich in wenig Wochen Meister von ganz Hochburgund gemacht. Ein anders Heer war unter dem Prinz Conde in Flandern eingedrungen, wo bey Seneffe zwischen ihm und der vereinigten Armee der Spanier, Holländer und Kaiserlichen ein Treffen vorfiel, von dem sich beyde Theile den Sieg zuschrieben. Nach einiger Zeit wollte der Prinz von Oranien Oudenarde belagern. Conde eilte dem Platze zu Hülfe. Souches, der das Belagerungsgeschäft führte, verließ bey seiner Annäherung noch in der Nacht die Laufgräben, und zog sich mit Aufopferung eines Theils seines Geschützes eiligst zurück. Neuer Stoff zum Misvergnügen für die Holländer und Spanier, die den weit schwächern Feind gern angegriffen hätten; aber ohne Mitstimmung des kaiserlichen Generals nichts unternehmen konnten.

Kurz darauf kamen beyde Heere sich gegenüber zu stehen. Die Holländer und Spanier wollten abermal schlagen; nur Souches war wieder entgegen. Die Armee murrte laut, die Klagen kamen vor den Wienerhofe, Souches wurde zurückberufen, und Graf Spork erhielt seine Stelle. Prinz Conde, der den größten Theil seines Heers dem Marschall Türenne nach Deutschland zu Hülfe schicken mußte, und also mit seinem geschwächten Korps nichts Wichtiges unternehmen konnte, war nach Paris zurückgekehrt. Der Prinz von Oranien, der nun freye Hand hatte, wollte in diesem Feldzuge doch etwas gethän haben, und belagerte Grave, das sich nach einem hartnäckigen Widerstand an ihn ergab.

Während auf diese Art der Krieg von dieser Seite geführt wurde, hatte Türenne die ganze Pfalz verheeret, Seinsheim mit Sturm weggenommen, und der Reichsarmee, die unweit Heidelberg stand, ein

Treffen geliefert, von dem sich abermal beyde Theile des Sieges rühmten.

Diese hatte indessen, unter Anführung der Herzoge Bournonville und Braunschweig, eine ansehnliche Verstärkung an frischen Truppen erhalten, und wollte nun auch das Heer des Kuhrfürsten von Brandenburg, der damit im Anzuge war, an sich ziehen. Türenne suchte die Vereinigung zu hindern. Es kam zwischen Molzheim und Enzheim zu einem Treffen, in welchem die Franzosen die Oberhand behielten. Man legt diesen üblen Erfolg dem Herzog von Bournonville zur Last, der anstatt die Tapferkeit der lothringischen Kavallerie zu unterstützen bey diesem Treffen einen Zuschauer machte.

Wenige Tage nach dieser Schlacht stieß der Kuhrfürst von Brandenburg mit 20000 Mann zur vereinigten Armee. Man entwarf nun weit aussehende Plane, die aber durch die Uneinigkeit der Anführer alle vereitelt wurden.

Ta.

Türenne stand bey Zabern unangreifbar in seinem Lager, und obschon er endlich genöthiget war, über den Rhein zurückzugehen, so kehrte er doch auf der Stelle um, sobald er sah, daß die Alliirten Brisach einschlossen. Allein kaum vernahm er durch den Herzog von Bournonville, der ihm von allem, was im Kriegsrathe der vereinigten Armee beschlossen wurde, Nachricht gab, daß man ihn angreifen wolle, so lenkte er wieder um, und zog sich nach Lothringen. Die Alliirten setzten ihm nach, machten einige Gefangene, und gingen dann mit dieser Unternehmung zufrieden, in die Winterquatiere.

Spanien hätte gern noch in diesem Jahre Besancon zurückerobert. Der Kuhrfürst von Brandenburg gab 6000 Mann zu zu dieser Expedition her. Der Kaiser versprach ebenfalls ein Korps, Befort ward zum Sammelplatz bestimmt. Allein Türenne, der von diesem Vorhaben Nachricht

bekam, zog in der rauhsten Witterung aus Lothringen gegen Befort hin; nahm auf dem Wege die Städte Epinal und Remiremont in Besitz, schlug bey Mühlhausen einen Theil des vereinigten Korps, und vereitelte den Plan der Spanier.

Dies ist eine kurze Uebersicht dieses Feldzuges, der das kaiserliche Heer von 70000 Mann auf 20000 zusammenschmolzte, ohne daß man mit dieser Uebermacht den geringsten entscheidenden Vortheil errang.

Die Anführer des Heeres wälzten die Schuld dieses unglücklichen Ganges auf die Befehle, die sie vom Premierminister dem Fürsten von Lobkowitz erhielten, der im Verdachte stand, daß er Frankreich begünstige.

Um dem beyderseitigen Mißvergnügen ein Ende zu machen, entfernte der Kaiser den Minister, und übertrug seinem alten getreuen Montecuculi für den künftigen

Feld=

Feldzug die Befehlshaberstelle über das sämmentliche Heer.

Der Beweggrund, der unsern Helden ein Jahr in Unthätigkeit hielt, war verschwunden. Der Kuhrfürst von Brandenburg konnte für den kommenden Feldzug an kein Oberkommando denken. Es war Frankreich geglückt, den König von Schweden in sein Interesse zu ziehen, der dann zur Beschäftigung des Kuhrfürsten den berühmten Heerführer Wrangel nach Deutschland schikte. Montecuculi nahm also das Kommando an, nachdem ihn zum zweytenmale das Loos getroffen hatte, fremde Fehler gut zu machen.

XIV.

Montecuculi's letzter Feldzug. — Türennes Tod. — Philippsburg wird belagert. — Rühmlicher Beschluß seiner kriegerischen Laufbahn.

Das Jahr 1675. sah das schöne Kriegsschauspiel, wo die zwey größten Helden des

damaligen Jahrhunderts einen ganzen Feldzug durch, sich mit einander massen, und an Kunst, List und Schlauigkeit sich wechselweise zu übertreffen suchten.

Montecuculi war an der Spitze der kaiserlichen Armee an den Rhein gegangen. Seine wahre Absicht war, Strasburg, das sich neutral erklärte, in sein Interesse zu ziehen, und durch Hülfe dieser Brücke weiter in Elsaß vorzudringen. Türenne merkte den Plan, und laurte auf die Schritte der Straßburger und seines Gegners.

Um die Blicke des Feindes von diesem Gegenstande abzulenken, verbreitete Montecuculi das Gerücht, daß er Philippsburg belagern wolle, wovon die Besatzung das pfälzische Land mit ihren Streifereyen in Unterwürfigkeit erhielt. Allein der nicht weniger schlaue Türenne merkte auch diese Falle. Er begnügte sich der kaiserlichen Armee an dem entgegengesetzten Ufer nachzufolgen, und sah den Belagerungsanstalten ruhig zu.

Nun änderte Montecuculi den Plan, und faßte schnell den Entschluß, bey Speyer über den Rhein zu gehen. Er ließ dort eine Brücke schlagen, und setzte ungeachtet aller feindlichen Hindernisse glücklich über den Fluß.

Da Türenne diesen Uebergang nicht hindern konnte, so suchte er wenigstens dem weitern Vordringen seines Gegners einen Schranken zu setzen. Er heilt ihn sehr in der Enge. Bald fing es an, dem kaiserlichem Heere an Futter zu mangeln, und Montecuculi sah sich genöthiget, den Weg über den Rhein zurückzunehmen.

Er zog nach Strasburg hin. Türenne, der auf das Wort dieser Stadt nicht sehr bauete, ging über den Rhein, und nahm Wilstett in Besitz. Da nun Montecuculi alle Gemeinschaft mit Strasburg abgeschnitten war, so versah er den Posten von Offenburg mit dem nöthigen Kriegsvorrath, und verschanzte sich in seinem La-

ger. Türenne folgte seinem Beyspiele, und nahm seinen Platz so nahe neben den Kaiserlichen, daß die Vorposten mit einander sprechen konnten.

Zwey so nahe neben einander gelagerte Armeen müssen in kurzem das in der Gegend vorräthige Futter aufgezehrt haben. Bald bekamen von beyden Seiten die Pferde nur Baumblätter zu fressen. Indessen ertrug man alles mit Geduld, weil immer ein Theil von dem andern hofte, daß er seinen Gegner zum Aufbruch zwingen würde, um ihn dann mit Vortheil anzugreifen.

Montecuculi, dem nichts mehr am Herzen lag, als die Franzosen von Strasburg zu entfernen, suchte bald Anhöhen, bald Ebene; da er aber seinen Gegner unerschütterlich in seinem Plane fand, so wollte er den Knoten mit dem Degen in der Faust lösen.

Er konnte sich nicht länger in seinem Lager halten, und stellte also sein Heer in Schlachtordnung, fest entschlossen den Feind anzugreifen. Türenne schickte sich zu seinem Empfange an, und rekognoscirte am 27 July eben eine Anhöhe, als ihm eine Kanonenkugel das Leben nahm, und einem von beyden Helden die nahe Siegeskrone aus den Händen wand.

Ein Ueberläufer brachte am ersten die Nachricht in das kaiserliche Lager, und bald ward sie von den ausgeschikten Kundschaftern bestätiget. Nun zeigte Montecuculi, wie sehr er auch in seinem Feinde die Tugend und das Verdienst verehrte. Ich bedaure und kann nicht genug einen Mann bedauern, rief er aus, der über den Menschen erhaben der menschlichen Natur Ehre machte.

Mit dem Tode ihres tapfern Anführers war den Franzosen der Muth entsunken, und anstatt ihrem Gegner die Spitze

zu bieten, dachten sie nur auf ihren Rückzug. Graf Montecuculi suchte als kluger Mann die Bestürzung des feindlichen Heeres zu benutzen. Er brach das Lager ab, und eilte dem bereits im Rückzuge begriffenen Feinde nach; und obschon er es nicht verhindern konnte, daß dieser unter seinem neuen Anführer den Grafen von Lorges über den Rhein zurückging, so that er ihm doch durch wiederholte Angriffe beträchtlichen Schaden.

Die erste Beschäftigung der Franzosen war, sich am jenseitigen Ufer des Rheins zu verschanzen, und unter dieser Schutzmauer die Ankunft des Prinzen von Condé zu erwarten, der ihnen mit einer ansehnlichen Verstärkung zu Hülfe eilte.

Montecuculi, der ihnen über den Rhein nachgefolgt war, suchte sie vergeblich durch verschiedene Kunstgriffe aus ihren Verschanzungen zu locken. Er nahm nun die Belagerung von Hagenau vor.

Prinz Conde hatte indessen das Kommando über die französische Armee übernommen, und Montecuculi mußte es abermal mit einem der größten Heerführer des Jahrhunderts aufnehmen. Er hörte kaum, daß der Prinz zum Entsatz von Hagenau im Anzuge sey, so hob er die Belagerung auf, und ging dem Feinde entgegen. Beyde Armeen begegneten sich in der Gegend von Strasburg. Montecuculi bemächtigte sich zweyer auf einer Anhöhe gelegenen Schlösser, die nahe am feindlichen Lager waren, und ließ hier die Kanonen mit solchem Nachdrucke unter die Feinde spielen, daß Prinz Conde gezwungen ward, sich noch in der Nacht zurückzuziehen. Montecuculi war ihm nachgesetzt, und es wurden viele Feinde niedergehauen, und viele gefangen genommen.

Aus Furcht von einem neuen Angriffe, vergruben sich die Franzosen abermal bis über die Ohren in ihren Verschanzun-

gen. Sie hier anzugreifen wäre ein zu kühnes Wagstück gewesen. Montecuculi begnügte sich also, Molzheim wegzunehmen, und ging vor Zabern, das er am 12 S ptember zu belagern anfing.

Auf einen ausdrücklichen Befehl des Kaisers, der ihm die Belagerung Philippsburg auftrug, mußte er schon nach wenig Tagen dieses Unternehmen aufgeben.

Die Streifereyen, welche die Besatzung dieser Stadt im Pfälzischen vornahm, hatte dem Kuhrfürsten schon manche dringende Vorstellung an den Kaiser abgedrungen. Er bath nun neuerdings, sein Land von dieser Plage zu befreyen. Schlug man ihm diese Bitte ab, so war zu besorgen, daß dieser Fürst die Parthey des Kaisers verlasse: Montecuculi erhielt also den Auftrag Philippsburg zu belagern, das aber erst im folgenden Jahre durch seinen Nachfolger den Herzog von Lothringen eingenommen wurde.

Dieß

Dieß war der letzte, aber auch der glorreichste Feldzug unsers Helden. Hat er schon darin keinen entscheidenden Sieg errungen, so bleibt ihm doch der Ruhm, daß er Zweyen der größten Kriegsmännern seiner Zeit nicht nur das Gleichgewicht hielt, sondern sich ihnen auch so fürchterlich machte, daß sie den ganzen Feldzug durch nur vertheidigungsweise gingen. Er hinderte sie den Krieg tiefer in das Herz von Deutschland zu führen; hing ihnen manche Schlappe an, und machte den stolzen *) Ludwig geschmeidiger zum *) Frieden. — — — — — —

XV.

*) Noch im Jahre 1673. hatte dieser König den Holländern solche überspannte Friedensbedingnisse vorgeschlagen, daß einige holländische Städte sich erklärten, lieber nach dem Beyspiele ihrer Väter Gut und Leben aufzuopfern, als diese entehrende Vorschläge einzugehen.

*) La France étoit epuisée d'hommes & d'argent, & malgré ses conquêtes, elle souhaitoit avec ardeur de faire promptement la paix. *Histoire du Prince Conde*, pag. 382.

XV.

Montecuculi ein Beschützer der Gelehrten. — Selbst ein Gelehrter und Schriftsteller. — Wird zum Fürsten erhoben. — Reiset mit dem Kaiser nach Linz. — Sein Tod.

Mit Ruhm und Jahren bedekt, fuhr Graf Montecuculi fort, dem Kaiser als Kriegspräsident die treflichsten Dienste zu leisten. Die Nebenstunden gehörten abermal den Musen. Seine Liebe zu den Wissenschaften ist ein Karakterzug, der eben nicht allen Helden gemein ist, und der uns das Andenken dieses grossen Mannes noch schätzbarer macht.

Eugen unterstützte die Künstler; Montecuculi war ein Beschützer der Gelehrten. Seinen Einsichten und seiner Verwendung hat die noch jetzt in Deutschland bestehende Gesellschaft der Naturforscher (academia na-

naturae curiosorum) die von Leopold I. erhaltenen Begünstigungen und Freyheiten zu verdanken.

Wenn uns Eugen so viele Denkmähler seines Geschmackes und seiner Liebe zur Kunst hinterließ; so hat uns Montecuculi in seinem Werke über die Kriegskunst, das er 1665. seinem Kaiser überreichte, ein eben so unsterbliches Monument seines tiefdenkenden Geistes, und seiner Liebe zu den Wissenschaften hinterlassen.

Die Conty, die Conde und so viele andere Helden der Vorzeit haben sich darüber zu seinem Lobe vereinigt, und noch jetzt wählet der denkende Krieger dieses vortrefliche Werk zu seinem Studium. — —

Der Tod seiner geliebten Gattin, die er im Jahre 1676. verlor, versetzte seinem Herzen eine empfindliche Wunde. Eine nicht minder schmerzhaftere schlug ihm der 1679. zu Nimegen geschlossene Friede. Er fand ihn für das Erzhaus entehrend und

nach-

nachtheilig, und pflegte ihn, wenn er davon sprach, unter die Betrübnisse seines Lebens zu zählen.

Dieser Schmerz wurde bald durch die ehrenvolle Erhebung zum Fürsten in etwas gemildert. Der König von Spanien belehnte den verdienstvollen Helden mit dem Herzogthume Melfi im Neapolitanischen, und Leopold erhob es zu Gunsten seines treuen Dieners zu einem Fürstenthum.

Der Kaiser war wegen der in Wien dazumal wüthenden Pest nach Prag, und von da nach Linz gegangen, wohin ihn Graf Montecuculi begleitete. So wie sie in das Schloß einzogen, wurde unser grauer Held von einem herabgefallnen Balken gefährlich am Kopfe verwundet. Dieser Zufall gab dem ohnehin durch Reisen, Kriegsstrappazen und Hemorhoidalzustände geschwächten Körper des siebenzigjährigen Helden den Stoß. Er starb am 16 Oktober 1681. im 72ten Jahre seines Alters.

Die Leiche wurde nach Wien geführt, und mit feyerlichen Trauerpomp in der Jesuiterkirche beygesetzt.

Montecuculi war Vater dreyer Töchter und eines Sohns, der nach seinem Tode die Fürstenwürde, und das vakante Regiment erhielt: aber schon 1698. als Feldmarschal und Kapitän der kaiserlichen Leibgarde verstarb. — —

Bey dem Leben der Helden pflegen die gleichzeitigen Geschichtschreiber gewöhnlich nur die glänzenden Heldenthaten aufzuzeichnen. Die stillern bürgerlichen Tugenden, und die Karakterzüge aus dem Privatleben entwischen ihrer Aufmerksamkeit, oder scheinen ihnen zu unbedeutend. Die literarische Seite hinweggenommen, weiß ich also über das bürgerliche Leben, über Temperament und Leidenschaften, und die gesellschaftlichen Tugenden unsers Helden, meinen Lesern wenig oder nichts zu sagen.

Ein einziger Schriftsteller sagt von ihm, daß er glücklich, ohne Stolz gelehrt, ohne Hochmuth, weise, ohne Uebernehmung, daß er Christ im Kabinete, und fromm unter den Höflingen war.

Seine Feinde warfen ihm vor, daß er zu wenig unternehmend gewesen, und nannten ihn den Zauderer. Montecuculi, der den Grundsatz hatte, daß ein General wie ein Fels unempfindlich gegen alle Satyre seyn müsse, vertheidigte sich nie gegen diesen Vorwurf; vielmehr suchte er seinen Ruhm darin den Fabius Maximus nachzuahmen, den die kurzsichtigen Römer ebenfalls den Zauderer nannten.

Lebensgeschichte

des

Fürsten

Joseph Wenzel

v. Lichtenstein.

Schwerlich wird irgend eine lebende Nation einen Patrioten aufweisen können, der wie der Held dieser Geschichte, sein Vaterland so aufrichtig liebte, seinem Fürsten mit solcher Treue ergeben war, und der so ansehnliche Aufopferungen für das allgemeine Beste machte.

Er sah nicht nur sein Leben, das er so oft dem Schwerte der Feinde bloß stellte, sondern auch sein Vermögen für ein Eigenthum des Staates an.

Es mag vielleicht Manchem paradox klingen; aber er hatte den Grundsatz angenommen: daß Geburt und Reichthum nur dann auf die Achtung des Publikums und den Beyfall der Welt Anspruch machen dürfen, wenn man sie zur Ehre und zum Wohl des Vaterlandes verwendet — und daß wahrer Adel sich durch Patriotismus, Liebe für den Landesfürsten, durch Wohlthun und Beförderung des Guten und Schönen, auszeichnen müsse.

Wie getreu er diesem Grundsatz geblieben sey, wird die Folge der Geschichte zeigen. Dafür genoß er aber auch das unumschränkte Vertrauen seiner Monarchen — die Bewunderung seiner Zeitgenossen, und die Liebe seiner Mitbürger. Als Verbesserer des österreichischen Artilleriewesens hat Lichtenstein sich bey der Nachwelt ein unsterbliches Denkmahl gesetzt — als Beschützer und Gönner der Kunst glänzt sein Name im Tempel des Geschmackes — und

als Wohlthäter der Menschheit fließt ihm noch jetzt manche Thräne des Dankes auf sein Grab.

II.

Geburt und Jugendjahre des Fürsten. — Tod seines Vaters. — Fürst Wenzel nimmt Kriegsdienste.

Fürst Joseph Wenzel von Lichtenstein, Herzog zu Troppau und Jägerndorf, Ritter des goldenen Fliesses, Großkreuz des Stephansordens, wirklicher geheimer Rath, Feldmarschall, General-Feld-Land- und Hausartilleriedirektor, Chef des Feldartillerieregiments, und Inhaber eines Regimentes Dragoner, stammte von dem um Oesterreich sich so verdient gemachten Hause der Lichtensteine her, das schon unter den Kaisern Matthias und Ferdi-

nand II. zur reichsfürstlichen Würde erhoben wurde.

Er erblickte das Licht der Welt zu Prag den 10 August 1696. Sein Vater Philipp Erasmus diente in den Armeen des Kaisers als Feldmarschalllieutenant. Seine Mutter Christine Theresie, war eine Tochter des Fürsten von Löwenstein-Wertheim.

Der junge Fürst war im 8ten Jahre, als ihm der Tod seinen Erzeuger raubte, der 1704 in Italien im Gefechte am Flusse Bormida blieb.

Guido Stahremberg erhielt während des spanischen Erbfolgekrieges vom Kaiser den Auftrag, dem sehr in der Klemme gewesenen Herzog von Savoyen Luft zu machen: er zog also mit seiner ganzen Macht gegen Piemont. Beym Flusse Bormida stieß er bey Castelnuovo auf den Herzog v. Vendome. Nun wurde Fürst Philipp von Lichtenstein beordert, sich mit 3 Bataillo-

nen in ein nahe gelegenes altes Gemäuer zu werfen, und den Uebergang des kaiserlichen Heeres zu decken, dessen Vortrab bereits den Fluß passirt war. Er vollzog den Befehl auf das pünktlichste. Vendome griff zwar den Nachtrab mit Ungestümm an; allein Lichtenstein stürzte mit solchem Nachdrucke auf die Franzosen hervor, daß sie nur auf ihre Vertheidigung denken konnten. Stahremberg kam also glücklich über den Fluß: nun aber fiel der ganze feindliche Haufen über den kleinen Trupp der Oesterreicher her. Muth und Tapferkeit mußten der Uebermacht weichen. Die 3 Bataillonen wurden nach einem hartnäckigen *) Widerstand überwältigt, und Philipp Lichtenstein, der lieber sterben, als sich erge-

*) Le Prince de Lichtenstein avec le Comte Solari, qui furent tués, aprés avoir montré une valeur & une habilité surprenante. Hist. de Charl VI. Tom. I. pag. 420 par la Lande.

ben wollte, starb, den Degen in der Faust auf den Leichen seiner Feinde. —

Ich glaube, daß die kurze Beschreibung dieser Begebenheit nicht am unrechten Orte stehe. Gehört sie nicht zum Leben unsers Helden, so gehört sie doch zur Geschichte der Lichtensteine — und dann werfen ja die schönen Thaten des Vaters auch auf den Sohn ihren Glanz zurück.

Die Erziehung unsers jungen Fürsten wurde nur der Aufsicht zweyer erfahrner Staatsmänner, des Fürsten Walther von Dietrichstein und Grafen Maximilian von Kauniz anvertraut, die mit Vaterliebe für seine Ausbildung sorgten. Schon im 17ten Jahre hatte er am Carolin zu Prag seine Studien vollendet; allein der kriegerische Geist, der gleichsam ein Erbtheil der Lichtensteine ist, entriß ihn bald den Armen der Musen, und führte ihn unter die Fahne des Mars. Er nahm 1715. im Wehlenschen Dragonerregimente Dienste, und

im

im folgenden Jahre erblicken wir ihn schon im Schlachtfelde.

III.

Fürst Lichtenstein macht den Feldzug gegen die Türken mit. — Zeichnet sich in der Schlacht bey Belgrad aus.

Die Türken waren 1715. in Morea eingefallen, und hatten also den Carlowitzerfrieden gebrochen. Ihre siegreichen Vorschritte, ihre Zurüstungen zu See und Land, und die Gefahr, welche der Insel Corfu drohete, die man immer für die Vormauer von Italien ansah, mußten natürlicherweise den kaiserlichen Hof beunruhigen.

Die Pforte suchte zwar den Kaiser zu bereden, daß ihr bloß darum zu thun sey, für verschiedene empfangene Beleidigungen an den Venetianern Genugthuung zu nehmen;

men; allein man trauete diesen Versicherungen nicht, und dann wollte man auch von der andern Seite gegen eine verbündete Macht, wie Venedig, die bisher ihren Verträgen so getreu blieb, nicht undankbar handeln. Der Krieg wider die Pforte wurde also beschlossen, und Prinz Eugen erhielt die oberste Befehlshaberstelle über die Armee in Ungarn.

Wenig Feldzüge waren so siegreich wie dieser. Viele fremde Prinzen und Edelleute fanden sich im kaiserlichen Heere ein, um unter diesem grossen Meister der Kriegskunst die Schule zu machen. Man sah hier aus Deutschland die Fürsten Bevern, Culmbach Wirtenberg und Anhalt - Dessau: aus Frankreich die Prinzen vom Geblüte, den Grafen Charolois, die Prinzen von Dombes, Marsillac, Pons u. s. w.

Auch unsern jungen Helden traf das glückliche Loos, unter der Fahne dieses unsterblichen Anführers zu dienen. Mehrere

im Postenkriege sich gesammelte Verdienste hatten ihn bereits zur Stuffe des Oberst-lieutenants empor gehoben: allein in der 1717. am 16 August bey Belgrad gelieferten Schlacht zeichnete er sich vorzüglich aus.

Sein Feuer riß ihn so tief in das Handgemenge hinein, daß er ganz von Feinden umringt war. Ein Tartar führte schon den Hieb, ihm den Kopf zu spalten. Ohne die Fassung zu verlieren wandte Lichtenstein sich herzhaft um, schoß seinem Gegner vom Pferde, und bahnte sich mit seinem Säbel den Weg aus dem Gedränge.

Diese Gegenwart des Geistes, die immer den Helden bezeichnet, oder wenigstens ein Beweis persönlicher Tapferkeit ist, erwarb ihm die Hochschätzung seines Anführers. Der Beyfall eines Eugens war für unsern Lichtenstein ein Sporn zu neuen Thaten: allein der bald darauf erfolgte, für Oesterreich so rühmliche Passarowitzer-

friede setzte für diesmal seiner Ruhmgierde ein Ziel.

IV.

Lichtenstein nimmt eine Gattinn — Ist nur kurze Zeit Vater. — Naher Ausbruch des Krieges — Unruhen in Corsika.

Im Jahre 1718. vermählte sich Fürst Wenzel mit der verwittweten Gräfin von Thun, einer Tochter des Fürsten Anton Florian von Lichtenstein, dem Kaiser Carl VI. seine Erziehung verdankte.

Diese Verbindung öfnete ihm den Weg zum Vertrauen des Monarchen, der in seinem alten Freunde und Gefährten *) seiner Schicksale, auch den hoffnungsvollen Neffen liebte; allein Fürst Wenzel wollte sich

*) Dieser Fürst begleitete den Kaiser auf seiner Reise nach Holland, England, Portugal u. s. w.

sich des Vertrauens und der Gnade seines Beherrschers durch eigene Verdienste würdig machen.

Selbst in den Armen der Liebesgöttin vergißt Mars nicht, daß er der Gott des Krieges ist. Lichtenstein widmete sich ganz dem Studium der Kriegeskunst, und bereitete sich im Stillen zum Sieger von Piacenzo, und zur noch rühmlichern Rolle, zum Verbesserer des österreichischen Artillerieweſens vor.

Im folgenden Jahre gebahr ihm seine Gemahlin einen Sohn, den aber schon 1723 der Tod wieder hinweg nahm. Dieser Verlust fiel seinem Vaterherzen um so empfindlicher, da es das einzige Pfand ihrer Liebe war. Nur der Ruf ins Schlachtfeld konnte den Schmerz mildern. — —

Obschon seit dem Vertrag von 1725 das engste Einverständniß zwischen den Höfen von Wien und Madrid herrschte, so

traten doch bald Umstände ein, die diese neue Freundschaft erkälteten.

Der Handel von Ostende machte mehrere Seemächte eifersüchtig. Um ihn einzustellen, mußte die Harmonie zwischen Oesterreich und Spanien zerstöret werden. Die Cabinetcabale ließ ihre Triebfedern springen, und sie wirkten so nachdrücklich, daß im Jahre 1730. die Kriegsflamme auszubrechen schien.

Italien wimmelte von Truppen, die nur den Befehl zum Angriffe erwarteten. Fürst Lichtenstein, der schon 1725. Inhaber eines Dragonerregiments war, wurde ebenfalls dahin beordert. Er brannte vor Begierde, sich durch neue Thaten der Tapferkeit auszuzeichnen; allein das Schicksal wollte, daß der Tempel des Krieges für diesmal geschlossen blieb. Der Geist der Cabinete nahm bald eine friedsamere Büge an, und der 1731. in Wien unterzeichnete

Vertrag heiterte zum Verdrusse unsers Helden den politischen Himmel aus.

Im einzigen Corsika gings noch kriegerisch her. Die Einwohner hatten sich wegen verschiedenen Bedrückungen gegen Genua empöret. Die Genueser, die im Jahre 1716. kein Bedenken trugen, der kaiserlichen Flagge die gewöhnliche Ehrenbezeugung zu versagen, und ein Offizierpatent dieses Monarchen schimpflich in Stücken rissen, suchten 1731. den Wienerhof um Hülfe an. Der Kaiser schickte ein ansehnliches Korps nach dieser Insel, und durch seine Vermittlung kam zwischen der Republik und den Corsen ein Vergleich zu Stande, den aber die Genueser sehr schlecht hielten.

Ich erwähne dieser Begebenheit, weil einige Schriftsteller *) den Fürsten von Lichten-

*) Oesterreichs Helden des 17ten und 18ten Jahrhunderts. Von Morgenstern. S. 320.

tenstein an der Bezähmung der aufrühri-
schen Insulaner mit seinem Regimente Theil nehmen lassen, da doch weder Lichtenstein, noch sein Regiment, wie ich zuverläßlich weiß, Corsica je gesehen haben.

V.

Krieg mit Frankreich und Spanien — Lichtenstein macht den Feldzug 1734. am Rhein mit — Wird nach Berlin geschickt. — Eine merkwürdige Anecdote von seiner Großmuth.

Der Tod August II. Königs von Polen, der 1733. erfolgte, setzte fast ganz Europa in Flammen. Ludwig XV. versuchte alle mögliche Wege, die Krone der Polen auf seinen Schwiegervater Lescynsky zu bringen, der sie schon 1706. durch Hülfe Carl XII. unter dem Namen Stanislaus, ge-

gen hatte. Der Kaiser, und seine verbündeten Mächte suchten die polnische Königswürde beym sächsischen Hause zu erhalten. Jede Parthey hatte Stimmen für sich. Polen bekam zwey Könige, und hatte also im Grunde keinen. Man führte einige Zeit den Krieg mit der Feder, und griff endlich zu den Waffen.

Vielleicht war die Krone Pohlens nur der Vorwand: genug Frankreich und Spanien kündeten Oesterreich den Krieg an.

Karl VI., der ohne Verletzung seiner Ehre den Schritt nicht wohl zurückthun konnte, nahm die Ausforderung an, so sehr auch der sonst so kriegerisch gesinnte Prinz Eugen diesmal für den Frieden gesinnet war.

Man suchte also den Feinden, so viel möglich, ein ansehnliches Heer entgegen zu stellen. Fürst Lichtenstein, den der Kaiser bey dieser Gelegenheit zum Generalmajor ernannte, sollte den Feldzug unter dem

Feldmarschall Mercy in der Lombardie mitmachen; der Befehl wurde aber abgeändert, und Lichtenstein mußte unter dem Kommando des Prinzen Eugen nach dem Rhein ziehen.

Nichts war ihm angenehmer als dies. Er wollte nun nicht mehr bloß Schüler des grossen Meisters, sondern auch Theilnehmer an seinen ruhmvollen Thaten seyn. Allein Eugens Heldengeist schien von seiner Spannkraft verloren zu haben: wenigstens äusserte sich Friedrich II., der diesem Feldzuge beywohnte, daß er von dem grossen Eugen nur mehr den Schatten gesehen habe.

Demüthigende Betrachtungen für unsern Stolz! sagte dieser König in seinen hinterlassenen Schriften: Ein Conde, ein Eugen, ein Marlborough sehen ihren Geist eher hinsterben, als ihren Körper; die erhabensten Genies enden mit Blödsinn.

Als der grosse Friederich diese schöne Stelle niederschrieb, dachte er nicht daran, daß sich 1778. im bayerischen Erbfolgekriege die Wahrheit davon zum Theile an seiner eigenen *) Person bestättigen würde. — — —

Der erste Feldzug am Rhein vergieng mit Marschen und Gegenmärschen. Es gab keine Gelegenheit, wo sich ein feuriges Genie, wie unser Lichtenstein war, vorzüglich hätte auszeichnen können, indessen fand sein Durst nach Ehre bald auf einem andern Wege einige Nahrung.

Der Kaiser rief den treuen Patrioten aus dem Felde zurück und schickte ihn 1735 als Gesandten an den preußischen Hof — Friedrich Wilhelm hatte 1734. in eigener Person 10,000 Mann Hülfstruppen an den Rhein

*) Man lese Loyds Abhandlung über die Kriegskunst, und sein Urtheil über die bayerische Fehde und Friedrichs dabey begangene Fehler.

Rhein geführt. Lichtenstein sollte nun den König bey diesen guten Gesinnungen gegen das Haus Oesterreich erhalten, und für den folgenden Feldzug, wo möglich, noch eine thätigere Hülfe bewirken. Es gelang seiner Klugheit, den alten König, gegen gewisse Versprechungen, noch enger in das Interesse seines Monarchen zu ziehen.

Ohne uns zu sagen, in was sie bestanden, beklagt sich Friedrich II., im ersten Bande seiner hinterlassenen Schriften, daß der Kaiser sich über die Verpflichtung zu erhaben glaubte, die ärmlichen Versprechungen zu erfüllen. — — Vielleicht waren diese ärmlichen Versprechungen eine Versicherung der eventuellen Erbfolge auf Jülich und Berg — —

Während Fürst Lichtenstein in Berlin für das Interesse seiner Herren arbeitete, ging der Krieg einen matten Gang. Der folgende Feldzug war noch unbedeutender. Der Kaiser rechnete immer auf ei-

ne nachdrückliche Hülfe von Seite der mitverbündeten Seemächte. Anstatt der erwarteten Unterstützung legten sie ihm einen Vergleichsplan vor. Karl VI. bereuete es nun zu spät: daß er sich wider den Rath des einsichtsvollen Eugen, in diesen verderblichen Krieg einließ. Er mußte sich den sehr unrühmlichen Wienerfrieden gefallen lassen. Das Vergnügen, die Krone Polens zu vergeben, kostete dem Kaiser drey Königreiche, und einige schöne *) Provinzen.

Ich darf hier eine Anekdote nicht übergehen, die in diesen Zeitraum fällt, und die Denkungsart unsers Fürsten von Lichtenstein in ihr eigentliches Licht setzt.

Als er 1734. am Rhein stand, gerieth er mit dem Kronprinzen von Preussen, nachmaligen König Friedrich II. in Bekanntschaft. Dieser Prinz, den sein königlicher Erzeuger etwas zu schmal hielt, brauchte

*) Friedrichs Geschichte meiner Zeit. S. 28.

te öfters gewisse Gefälligkeiten. Lichtenstein hatte Gelegenheit, ihm so eine Gefälligkeit zu erweisen — und sie war nicht klein — Es waren viele Jahre vorüber, als König Friedrich dem Fürsten Kapital und Interesse mit dem Beysatze zuschikte: daß er diese Schuld in seinem Portefeuille gefunden habe. Lichtenstein, der, ohne König zu seyn, königlich dachte, nahm nur das Kapital an.

Diese Großmuth gefiel dem König, er wollte nicht minder großmüthig handeln, und überschickte nun dem Fürsten ein porzellänenes kostbares Tafelserviß aus seiner eigenen Fabrike, mit einem schmeichelhaften Handbillet, worin Friedrich unter andern witzigen Gedanken den Wunsch thut: daß seine Freundschaft dauerhafter seyn möge, als dieses Porzellan. J'espere, que votre amitié pour moi, ne sera pas si casilleux, comme la porcellaine, que je vous envoie. Lichtenstein, der dem Könige

durch-

durchaus keine Verbindlichkeit haben wollte, machte ihm nun mit einer Statue von Bronze ein Gegengeschenk, die den Antinous, den Liebling des Kaisers Adrian vorstellte: für die ihm der König einst 30,000 Gulden angebothen hatte, die Lichtenstein aber ausschlug.

Das Tafelserviß ist noch jetzt im fürstlichen Hause vorhanden, und wird noch lange ein Familiendenkmal von der Großmuth eines Fürsten Wenzel von Lichtenstein, und der Erkenntlichkeit eines Friederichs König von Preußen bleiben. —

VI.

Lichtenstein geht nach geschlossenen Wienerfrieden als Großbothschafter nach Paris. — Wird Ritter des goldenen Vliesses.

Wir haben bisher den Fürsten Wenzel von Lichtenstein als einen feurigen, nach

Heldenthaten und Lorbern durstenden Patrioten geschildert; nun müssen wir ihn als das schönste Vorbild des wahren Adels aufstellen, dem nie ein Aufwand zu groß scheint, wenn es um den Glanz seines Monarchen, und die Ehre des Vaterlandes zu thun ist. — —

Der Friede mag wie immer ausfallen, so schickt man sich doch wechselsweise Gesandte zu. Fürst Lichtenstein, der gegen zwey Jahre in Berlin war, wurde zurückberufen, und 1737. nach geschlossenen Wienerfrieden von seinem Beherrscher als Bothschafter nach Paris abgesandt.

Karl kannte den großdenkenden Charakter dieses patriotischen Cavaliers, und seine Ergebenheit für das Erzhaus. Er sah vor, wie sehr er bey diesem feyerlichen Geschäfte den Glanz und das Ansehen seiner Krone aufrecht erhalten würde.

Lichtenstein hatte kaum diesen ehrvollen Auftrag erhalten, so schickte er sich zur

Voll-

Vollziehung desselben an. Noch nie hat irgend ein Hof den grossen, einen so prächtigen, mit Geschmack verbundenen Einzug gesehen, als dieser kaiserliche Bothschafter den 2ten December zu Paris, und zwey Tage darauf zu Versailles hielt.

Der durch seine Ludwige an Fürstenprunk gewohnte Franzmann staunte diesen feyerlichen Zug wie ein Phönomen an, und diese noch nie gesehene Pracht drang ihm in seiner Bewunderung das Geständniß ab, daß auch der Deutsche Geschmack habe. —

Er hatte bisher die Macht des Kaisers nur in der Grösse und Tapferkeit seiner Kriegsheere kennen gelernt; nun bewunderte er sie im Glanze seines Bothschafters. Lichtenstein hat sich bey dieser von Natur zum Pompe geneigten Nation einen unsterblichen Namen gemacht; und man möchte fast sagen, daß er durch die Majestät seines Einzuges, und dann, während seines Aufenthaltes, durch seine Freygebigkeit und

Großmuth den nachtheiligen Eindruck vertilgte, den das Mißgeschick der kaiserlichen Waffen in diesem letzten Kriege auf die Gemüther der Franzosen vielleicht gemacht hatte.

Ich weiß aus sicherer Quelle, daß er zur beträchtlichen Summe, die ihm sein Monarch zu diesen ehrvollen Posten bewilligte, noch eine Million und zwanzigtausend Gulden von seinem Vermögen hinzulegte.

Es befindet sich im fürstlichen Archive ein eigenhändiges Schreiben von Ludwig XV. an den Kaiser, worin das schöne und edle Betragen und die Großmuth des Fürsten von Lichtenstein besonders angerühmt wird. Allein Karl VI. ließ diese patriotische Aufopferungen seines getreuen Dieners nicht unbelohnt. Er ernannte ihn noch abwesend zum Ritter des goldenen Vliesses, dessen Ordenszeichen er bey seiner Rückreise von Paris im Jahre 1740. zu Brüssel

aus

aus den Händen des Herzoges von Abremberg erhielt.

Diese Erhebung schloß den großmüthigen Patrioten noch enger an das Interesse seines Landesfürsten an. Er kannte keinen grössern Ruhm als die Aufopferung für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes, und keine schönere Belohnung, als das Vertrauen und die Achtung seines Monarchen.

VII.

Karls VI. Tod. — Krieg mit Preussen. — Lichtenstein wohnt der Schlacht bey Czaslau bey. — Verläßt die Armee.

Kaiser Karl VI. endigte sein Leben im Jahre 1440. Er hatte die vorzüglichsten europäischen Mächte zu Gewährsmännern seiner pragmatischen Sanktion, und glaubte also ruhig sterben zu können. —

Prinz Eugen war der Meinung, daß ein Kriegsheer von 180,000 Mann das sicherste Mittel sey, diese Sanction zu befestigen. Es wurden auf sein Anrathen wirklich 40 000 Mann angeworben, aber auf die Gegenvorstellungen der Feinde dieses Prinzen bald wieder entlassen. Dieser unverzeihliche Fehler führte die österreichische Monarchie an den Rand des Verderbens, und hätte Karls würdiger Tochter bald das schöne rechtmäßige Erbe aus den Händen gespielt.

Friedrich II. schien das Losungszeichen zur Theilung gegeben zu haben. Dieser König hatte, wie es seine Schriften zeigen, eine ganz eigene Philosophie, auf die sich seine Politik stützte, und nach dieser glaubte er sich berechtigt, das von seinem *) Vater gegebene Wort zu brechen, und ohne

ne

*) Friedrich Wilhelm war ebenfalls ein Garant der pragmatischen Sanction.

ne vorläufige, unter gesitteten Völkern sonst übliche Kriegserklärung, in Schlesien einzufallen.

Ich kann hier nur diejenigen Kriegsauftritte berühren, an denen der Held unserer Geschichte Theil nahm.

Fürst Wenzel von Lichtenstein machte den ersten Feldzug in der Armee des damaligen Großherzogs von Toskana als Feldmarschallieutenant mit. Dieses Heer traf den 19ten November 1741. bey Neuhaus ein, und da sich Prag eben sehr in der Klemme befand, so richtete es seinen Marsch über Tabor nach Prag, um es zu entsetzen. Allein auf das Gerücht, daß diese Stadt bereits übergegangen sey, und die Feinde sich über die Moldau gezogen hätten, ging die Armee wieder zurück. Der rechte Flügel breitete sich unter dem Fürsten von Lobkowitz gegen Chrudim aus; der Linke aber zog sich, unter Anführung des Prinz Karl von Lothringen gegen Bud-

weis,

weis, um die Gemeinschaft mit der Armee in Bayern zu unterhalten, und den untersten Theil von Böhmen zu decken. Lichtenstein befand sich bey diesem Flügel.

Die Preussen und Sachsen waren inzwischen in Mähren eingedrungen. Olmütz mußte sich ergeben, und die Feinde standen schon an den Gränzen von Oesterreich, wo sie sich aber nicht lange hielten, sondern wieder nach Böhmen zurückkehrten.

Prinz Karl folgte dem Feind auf dem Fuß nach. Dieser hatte sich zwischen der Elbe und Sasawa gelagert, und erwartete die Truppen, welche unter dem Fürsten v. Dessau im Anzuge waren, um sowohl in Oberschlesien zu gehen, als auch einen Theil davon zur Armee des Königs stossen zu lassen.

Diesen Plan zu vereiteln, und zugleich die Vereinigung mit der französischen Armee zu verhindern, suchte Prinz Karl den Preussen in den Rücken zu fallen. Dadurch

wä-

wären sie von ihren Bundsgenossen und zugleich von ihren Magazinen abgeschnitten gewesen, die sie längst der Elbe hatten. Es glückte seinen Vortruppen, sich sowohl des Dorfes Czaslau als auch der Kolinerbrücke zu bemeistern; allein die Preussen merkten den Anschlag, und zogen sich, um ihn zu vereiteln, den 13ten May eiligst bey Chrudin zusammen.

Der König selbst brach den 15ten mit dem Vortrab der Armee auf, um den Posten von Kuttenberg noch vor den Oesterreichern zu erreichen. Am 17ten rückte Prinz Karl früh Morgens in vier Kolonen gegen die Preussen an, wo es dann zwischen Czaslau und Chotusitz zu einem Treffen kam.

Der König ließ durch die Reiterey des rechten Flügels den linken Flügel der Oesterreicher angreifen. Die erste Linie wurd zurückgedruckt, aber die zweyte Linie widerstand tapfer. Die preußische Reiterey auf dem linken Flügel ward von dem rech-

ten der Oesterreicher angegriffen, und über den Haufen geworfen. Die Kavallerie des Königs litt ausserordentlich. Die preussischen Regimenter Hollstein, Bork und Prinz Leopold waren ganz in Unordnung. Der Sieg neigte sich schon auf die Seite Oesterreichs; allein die ungarischen Truppen sahen sich, anstatt die errungenen Vortheile zu benutzen, um Beute um, und so ging die Schlacht verloren.

Fürst Lichtenstein führte in diesem Treffen den rechten Flügel der Kavallerie an, und haf die Kavallerie des Königs zu grunderichten. Er verfolgte einen feindlichen Trupp eine grosse Strecke. Sein Feuer führte ihn zu tief in die Schlacht, daß man ihm einige Stunden für todt hielt, bis er endlich mit dem General Birkenfeld aus dem Gemenge wieder zum Vorschein kam. Wie tapfer er gefochten habe, zeigte seine ganz mit Blut bespritzte Uniform und sein Degen.

Unter mehr andern Feinden, die er in das Reich der Schatten schickte, befand sich ein preußischer Kuraßier, einer von den Riesen, die sich noch aus Friedrich Wilhelms Zeiten herschrieben. Er war im Handgemenge mit gezücktem Säbel auf unsern Helden eingedrungen, um (wie er sich nach seiner Redensart ausdrückte) dem österreichischen Racker den Kopf zu spalten. Lichtenstein wich dem Hiebe aus, und faßte seinen Genner dafür zwischen Lende und Kuraß so hurtig und herzhaft, daß der Degen bis an das Gefäß in den Leib fuhr, und den Koloß aus dem Sattel hob.

Ich habe diese Anekdote von einem würdigen Manne; der Lichtensteins unzertrennlicher Begleiter war. Der Fürst pflegte sie auch bey guter Laune öfters seinen Gästen zu erzählen, und selbst in spätern Jahren funkelte sein Auge vom kriegerischen Feuer, wenn er die Attitüde beschrieb, in der er den Preussen vom Pferde spießte.

Die

Die östrreichische Armee zog sich nach diesem Treffen nach Zleby und Ronow, wo Prinz Karl sie in Ordnung zu bringen suchte; als sie aber auch noch hier vom Feinde beunruhiget wurde, ging er mit ihr bis Deutschbrod zurück.

Der Verlust seiner besten Reiterey, den Friedrich zwar nicht eingesteht, und die Lücke in seinem Schatze, die er offenherzig *) bekennet, waren seine Hauptbewegründe zum Breßlauerfrieden, über den man im Kabinete von Versailles nicht wenig das Gesicht verzog.

Die Franzosen waren nun, da sie ihre beste Stütze verloren hatten, in Prag, wie in einem Käfige eingeschlossen. Maille-

*) Zu allen diesen Gründen der Staatsklugheit (sind Friedrichs eigene Worte) kaum hauptsächlich noch ein Grund aus dem Finanzfache, welches die stärksten und entscheidendsten aller Gründe sind, nemlich der, daß kaum noch 150,000 Thaler im Schatze sich vorräthig fanden. Geschichte meiner Zeit. S. 190.

lebois zog sich zurück. Das österreichische Heer verfolgte ihn. Lichtenstein führte die Grenadiers und Carabiniers an. Er sollte den linken Flügel der Franzosen angreifen, als er den unerwarteten Befehl zum Rückzuge erhielt.

Sein feuriger und rascher Charakter konnte es nicht vertragen, daß man ihm eine Gelegenheit zu Siegeslorbern entriß. Er verließ die Armee, und kehrte nach Wien zurück. — —

VIII.

Lichtenstein ist Verbesserer des österreichischen Artilleriewesens. — Wird Generaldirector der Artillerie.

Konnte nun schon Fürst Lichtenstein seinem Vaterlande im Schlachtfelde keine weitern Dienste leisten, so wußte sich sein pa-

triotisches Genie doch einen Weg zu bahnen, wo er dem Staate nützlich war, und der ihn (vielleicht sicherer als gewonnene Schlachten) zum Tempel der Unsterblichkeit führte.

Das Treffen bey Czaslau, wo König Friedrich aus 82 Kanonen donnerte, bestättigte Lichtensteinen die traurige Wahrheit: daß alle persönliche Tapferkeit vor dem gräulichem Geschütze erliege, und daß eine gutbediente Artillerie im Felde das Uebergewicht gebe.

Er hatte schon seit langer Zeit die Unvollkommenheiten des österreichischen Artilleriewesens bemerkt, und den Mitteln zu ihrer Verbesserung nachgespürt. Nun da ihm seine Entfernung von der Armee die nöthige Musse gönnte, dachte er im Ernste auf die Ausführung seines Verbesserungsplanes. Die grosse Therese, die dem einsichtsvollen Patrioten ihr ganzes Vertrauen

schenk-

schenkte, doch mit Freuden die Hand dazu. — —

Ich muß bis auf Karl V. zurückgehen, um den Leser in den Stand zu setzen, über die stufenweise Vervollkommnung der Artillerie, und die Verdienste zu beurtheilen, die sich Fürst Lichtenstein um diesen Zweig der österreichischen Kriegsverfassung gesammelt hatte.

Das Artilleriekorps ist das älteste in der ganzen kaiserlichen Armee. Schon zu Karl V. Zeiten *), wo nach erfolgten Frieden alle Truppen entlassen wurden, blieb doch eine Anzahl Büchsenmeister im Solde, die bey ausbrechenden Kriege durch Neuangeworbene vermehrt wurden.

Sie waren beritten, hatten vierfachen Sold, und genossen verschiedene Freyheiten und Vorzüge. Wurde ein Platz

L 2 mit

*) Geschichte der k. k. Regimenter S. 239. Wien bey Gräffer den Jüngern.

mit Sturm erobert, so gehörten die Ladung des Geschützes und die angegriffenen Pulverfässer den Büchsenmeistern: Man mußte sie ihnen, so wie die größte Glocke des belagerten Platzes ablösen. Sie erhielten auch bey solchen Gelegenheiten einen Monatsold zum Geschenke. Erlegte Jemand seinen Gegner im Zweykampfe, und flüchtete sich zur Artillerie, so fand er eine Freystatte; man durfte ihn auf 24 Schritte von einem Stücke nicht wegnehmen, weil sonst sämmtliche Büchsenmeister des Eides entlassen waren, und sich von der Armee entfernen durften. Wer in einer Schanze Händel erregte, hatte das Leben verwirkt, u. s. w.

Diese Vorzüge beweisen, welchen Werth man schon in frühern Zeiten auf diesen Theil der Kriegskunst setzte. Das Artilleriekorps wurde also immer mehr und mehr verstärkt, als der Erzherzog Maximilian 1596. zum Entsatze von Erlau zog

führ-

führte er 120 Kanonen mit sich. Zwey Jahre darauf erschien der Erzherzog Matthias schon mit 125 Stücken schweres Geschütz vor Ofen, worunter 23 Karthaunen und 35 Mauerbrecher waren.

Im dreyssigjährigen Kriege wurde es noch mehr verstärkt; und 1705. lagen in Ofen und Peterwardein allein über 800 Kanonen ohne Laveten. Allein die Stärke der damaligen Artillerie bestand mehr in der Menge, als in innerlicher Güte. Bey der grossen Anzahl von Stücken und Personal war die Artillerie sehr schlecht bedient. Selbst ein Lobredner Leopolds I. gesteht, daß damals keine Armee in diesem Punkte so schlecht bestellt war, als die kaiserliche.

Unter Karl VI. ward sie zwar um vieles verbessert. Das Korps hatte bey 300 geschickte und erfahrne Köpfe; allein es fehlte an einer wohleingerichteten Pflanzschule.

Bey anhaltendem Kriege war der Kern des Korps bald weggerafft. Junge Reeru-

ten, ohne alle theoretische Kenntnisse sollten die Lücke ausfüllen. Doch selbst der Bau des Geschützes hatte noch wesentliche Fehler.

Dem Fürsten von Lichtenstein war keine von diesen Unvollkommenheiten entgangen. Sein Plan war reif durchgedacht, bevor er ihn seiner Monarchin vorlegte, die mit Beyhülfe ihres patriotischen treuen Dieners den Grund zur Grösse des österreichischen Artilleriewesens legte, zu welcher es unter Joseph II. emporstieg.

Schon im Jahre 1744. ward Lichtenstein von seiner Monarchin zum Generaldirector der k. k. Land- Feld- und Hausartillerie ernannt, und ihm zugleich die Aufsicht über das Pulver- und Salniterwesen anvertraut. Er widmete sich nun ganz seinem Lieblingsfache, und sein Patriotismus zeigte sich mehr als je im schönsten Lichte.

Alvson, ein Däne — Rouvroy, der in sächsischen Diensten war, den man im kaiserlichen Heere nur den Feuerteufel nannte, und der bis zum Range eines Feldzeugmeisters hinanstieg — Schröder, ein Berliner, und nachmaliger General des Minenrkorps. — Diese und mehr andere geschickte Männer wurden von Lichtenstein aus dem Auslande verschrieben, und anfänglich auf seine Kösten unterhalten.

Ich darf hier einen gewissen Jaquet nicht übergehen, von Profession nur ein gemeiner Zimmermann, aber ein grosses mechanisches Genie, das Lichtenstein ebenfalls aus dem Auslande kommen ließ, und dem er über seinen Gehalt täglich zwey Gulden aus dem Seinigen veylegte. Dieser Mann soll an der vortreflichen Maschine der Stuckbohrerey in Ebergassing grossen Antheil gehabt haben. Einige geben ihn wohl auch für den Erfinder der Kunst aus, die Stücke senkrecht zu bohren; obschon sich auch

andere die Ehre der Erfindung zuschreiben. So viel ist gewiß, daß er wegen seinen grossen mechanischen Kenntnissen das ganze Vertrauen des Fürsten besaß.

Mit diesem noch nicht zufrieden, veranstalltete dieser großdenkende Patriot auf seine Kosten die Auflage von zwey kostbaren Werken, über die Ingenieurkunst, Belidor und Deidier, und ließ sie gratis unter sein Korps vertheilen; und weil endlich selbst bey dem ehrvollen Militärstande das allmächtige Geld ein Sporn zu Fleiß und Thätigkeit ist, so wandte er auch dieses Mittel zur Verovllkommung des kaiserlichen Artilleriewesens an.

Es wurde nicht nur das Korps auf seine Kosten täglich im Feuer exercirt, sondern er setzte auch jährlich bey dem Lustlager zu Moldautein in Böhmen, ansehnliche Preise für diejenigen aus, die sich in Schiessen und Bombenwerfen auszeichneten, und es wurden bey dieser Gelegenheit

noch

noch überdies sowohl Gemeine als Offiziere reichlich von ihm beschenkt. Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, daß Lichtenstein zu den angewiesenen Summen jährlich noch 50,000 Gulden aus dem eigenen Vermögen hinzulegte.

IX.

Krieg in Italien. — Lichtenstein wird Feldmarschall, und übernimmt das Obercommando. — Schlacht bey Piacenza 1746.

Seit dem Breßlauerfrieden schien das Glück ganz auf Seite der Königin von Ungarn zu treten. Sie hatte Böhmen von den Franzosen befreyt, war im Besitze von Bayern, und ihre siegreichen Waffen drangen bis über den Rhein, und erschütterten das stolze Frankreich.

Selbst Friedrich II., der den Frieden wieder brach, und 1744. in Böhmen einfiel, erfuhr den Wankelmuth des Glückes. Er nahm zwar Prag weg, mußte es aber bald wieder verlassen, und der schimpfliche Rückzug aus Böhmen wog gewiß die Ehre auf, die ihm der Einfall in Böhmen vielleicht mag gemacht haben.

Allein in Italien ging's nicht so glücklich. Im Feldzuge von 1744. nahm Conti Nizza und Villafranca weg, und drang in Piemont ein, wo er den König von Sardinien schlug. Von der andern Seite hatte Don Charlos und der Marquis de Gages den Fürsten Lobkowitz bis Florenz zurückgedrückt. Der einzige Brown (Braun) errang einen wichtigen Vortheil über die Spanier.

Der Feldzug von 1745. ging noch unglücklicher. Lobkowitz wurde bey Rimini geschlagen, und nach Wien zurückberufen. Schulenburg übernahm das Commando

ohne bessern Erfolg Placenza, Parma, Valenza, Vigevano und mehr andere Städte fielen in feindliche Hände. In dieser traurigen Lage warf Theresia ihre Blicke auf den patriotischen Fürsten von Lichtenstein. Sie ernannte ihn zum Feldmarschall, und übertrug ihm den Oberbefehl über das Kriegsheer in Italien.

Fürst Lichtenstein langte tief im Spätjahre bey der Armee an, die aus einem Korps geschlagener, muthloser, zerrissener Soldaten bestand, die kaum 10,000 Mann ausmachten. Keine Uniform war von der andern zu unterscheiden; sowohl Offiziere als Gemeine hatten rückständigen Sold zu fordern: Fußvolk und Reuterey sah gleich erbärmlich aus. Um so ein Heer zu beleben, gehörte die Großmuth und der Patriotismus eines Fürsten Wenzel v. Lichtenstein.

Er benutzte den Credit, den ihm sein Reichthum und seine Redlichkeit in der

Welt

Welt erwarben, auch diesmal zum Wohle des Vaterlandes. Er nahm Geld auf, kaufte in Turin Leinwand, Leder, und was nur immer zur Equipirung des gemeinen Mannes nöthig ist, mit grossen Kosten zusammen, und traf Anstalt, daß der rückständige Sold bezahlt wurde.

Das ganze Heer bekam bald ein anders Ansehen; es ward von neuem Muthe belebt, und jeder brannte vor Begierde durch Thaten der Tapferkeit seine Erkenntlichkeit zu bezeugen.

Das Lager stand damals bey Balzola. Hätten es die Spanier und Franzosen vor der Ankunft des Fürsten von Lichtenstein angegriffen, so würde es übel um dieses zusammengeschmolzene Korps ausgesehen haben. Offiziere und Gemeine hatten wenig Lust zum Dienste, und noch weniger Kräfte zum Schlagen.

Allein obschon dem Heere der Muth gewachsen war, und die Herzen alle an

dem

dem Winke ihres Anführers hingen: so war Lichtenstein doch zu ohnmächtig, als daß er sich den Fortschritten der siegreichen Feinde widersetzen konnte. Als dieser Feldzug zu Ende ging, sahen sich die Spanier beynahe im Besitze der ganzen Lombardie.

Günstiger war das folgende Jahr für die kaiserlichen Waffen. General Brown, den man nie aus Italien hätte abrufen sollen, führte nach geschlossenen Dresdnerfrieden, unserm Helden eine ansehnliche Verstärkung zu; und nun konnte Lichtenstein den Feinden die Spitze bieten.

Brown war mit seinen Truppen durch das Mantuanische und Modenesische eingedrungen, und hatte mit Hülfe des Bernklau die Franzosen und Spanier aus einem Theile des Mayländischen vertrieben, und sich, nachdem auch Guastalla in seine Hände fiel, bey dem Tanaro mit dem Fürsten von Lichtenstein vereinigt. Die aus ihren

neuen Besitzungen verjagten Feinde drängten sich nun alle bey Piacenza zusammen.

Lichtenstein merkte wohl, daß es hier zu einem entscheidenden Auftritte kommen dürfte, und bemeisterte sich daher schon am 15ten May des spanischen Hauptquartiers und aller Batterien, deren sich der Feind in einem Treffen wider ihn bedienen konnte. Nach dieser Vorsicht suchte er auch Herr von Ripalta zu werden, bevor er die Beschiessung des spanischen Lagers begann.

Man erzählt es als eine zuverläßliche Anecdote, daß eine gewisse Marquise Simonetta, bey der die französischen und spanischen Anführer sich täglich versammelten, dem Fürsten von Lichtenstein die Plane seiner Gegner mitgetheilt habe. Sie schickte täglich ihren Laufer nach seinen Hauptquartier, der jedesmal ein Paar neuer Schuhe bekam, in denen sich zwischen der Sohle die geheimen Nachrichten befanden. Allein diese Anecdote benimmt unserm Hel-

den nichts von der Ehre seines Sieges. Sie zeigt vielmehr von seiner Klugheit. Ein schlauer Feldherr muß alles zu benutzen wissen, ja das Aerarium würde nicht wenig ersparen, wenn der Commandirende anstatt geldgieriger oft treuloser Kundschafter immer einen getreuen Amor zum Spion hätte.

Den Feinden blieb die Wahl, Piacenza zu übergeben, oder durch eine glückliche Schlacht die Stadt zu entsetzen. Der Umstand, daß sie alle kleine Korps an sich zogen, ließ Letzteres vermuthen.

Der französische Anführer Maillebois war am 15 Juny mit 19,000 Mann im spanischen Lager eingetroffen, und rückte nun mit gesammter Macht gegen das österreichische Heer an, das zu seinem Empfange vorbereitet war. Der 16 Juny sah die Schlacht bey Piacenza, in der sich Fürst Lichtenstein und die kaiserlichen Truppen einen unsterblichen Ruhm erwarben.

Brown commandirte den linken Flügel, dessen Flanke Croaten und Grenzcavallerie unter Anführung des Nadasdy deckten. Maillebois glaubte, daß er diese leichten Truppen vor Ausführung seines Planes vertreiben müsse; er griff sie auch am Vorabend der Schlacht an, und es glückte ihn, sie zum Weichen zu bringen.

Dadurch war aber wenig gewonnen; denn die zurückgetriebenen halfen nun den linken Flügel verstärken, auf den am folgenden Morgen der Hauptangriff geschah. Der Feind griff ihn mit 16 spanischen und 22 französischen Bataillonen an. Die Hälfte seiner Cavallerie unterstützte den Angriff; allein das deutsche Feuer bekam ihnen so übel, daß sie zweymal zurückliefen. Sie prellten neuerdings an, nun stürzten Luchesi und Serbelloni mit fünf Cavallerieregimentern in die feindliche Reiterey. Sie ward bald in die Flucht geschlagen, und da die österreichische Infanterie ihr Feuer ebenfalls

falls unermüdet fortsetzte, so zog Maillebois sich mit blutigem Kopfe aus dem Schlachtfelde zurück.

Nun brach der sonst sieggewohnte spanische Anführer Marquis de Gages aus seinen Verschanzungen, die in Mitte des ausgetrettenen Po standen, und durch Brücken verbunden waren, mit 33 Bataillonen und dem Reste der Reiterey hervor. Er theilte sich in zwey Treffen, und suchte unserm rechten Flügel in die Flanke zu kommen.

Zu seinem Unglücke stieß er auf vier Bataillonen, welche die kluge Vorsicht des Fürsten von Lichtenstein unter Anführung des tapfern Bernklau dorthin beordert hatte. Der Feind war überlegen: daher mußten die Kaiserlichen dreymal zurückweichen. Eine Verstärkung von zwey Cavallerieregimentern und zwey Bataillonen, die der Feldmarschall dem in der Klemme befindlichen Bernklau zu Hülfe schickte, setzte die-

sen in Stand, dem eindringenden Feind zu widerstehen. Zu gleicher Zeit hieb der Feldmarschalllieutenant von Linden mit der Cavallerie des rechten Flügels in die feindliche Infanterie ein.

Die Verwirrung im spanischen Heere war nun allgemein. Vergebens bemühte sich Gages die Fliehenden aufzuhalten. Er sah die Lorber hinwelken, die er in den vorhergehenden Feldzügen gepflückt hatte. Die Kaiserlichen errangen den schönsten Sieg. — —

Das Gefecht währte vom frühen Morgen bis 1 Uhr Mittags. Bey 6000 Feinde blieben todt auf dem Platze, und eben so viel geriethen in die Gefangenschaft. Die Kaiserlichen eroberten 10 Kanonen und 32 Fahnen, wofür jedem Ueberbringer vom großmüthigen Feldherrn 12 Dukaten baar ausgezahlt wurden. Als am 18 Juny das Dankfest gefeyert ward, rief das ganze

Heer:

Heer: es lebe Theresie, es lebe Fürst Wenzel Lichtenstein.

Der Verlust der Kaiserlichen bestand in 1200 Todten, und ungefähr 2500 Verwundeten. Unser Held verfolgte die geschlagenen Feinde bis Trebia, wo er sich mit den sardinischen Truppen vereinigte. Eine tödliche Krankheit hinderte ihn, sich neue Lorbeer in seine Siegeskrone zu flechten. Er sah sich genöthiget, dem Marquis Botta das Commando zu übergeben.

Schon vor diesem ruhmvollen Treffen befand Lichtenstein sich unpäßlich; er that sich aber Gewalt an, der Schlacht beyzuwohnen, und gewann sie, wie einst der kranke Marschall von Sachsen bey Fontenoy die Schlacht wider den Herzog von Cumberland gewann.

Ein Umstand, den ich nicht übergehen darf, und der von der klugen Vorsicht unsers Helden zeugt, ist, daß er zu dieser Action 80 Kanoniers auf eigene Kosten

mit der Post aus Böhmen kommen ließ, die vier Stunden vor der Schlacht bey der Armee eintrafen, und durch ihre Geschicklichkeit nicht wenig zu diesem Siege beytrugen.

X.

Lichtenstein kehrt nach Wien zurück. Vollendet seinen Verbesserungsplan. — Wird selbst von Oesterreichs Feinden gelobt.

Lichtenstein hatte sich nach Collorno in einen schönen und angenehmen Lustgarten des Herzoges von Parma begeben, und war nach erlangter Gesundheit nach Wien zurückgereiset, wo er das Commando niederlegte, und sich nun ganz seinem Lieblingsgeschäfte, der Verbesserung des Artilleriewesens widmete.

So glänzend seine Glücksumstände waren, so standen sie doch nicht mit den Wünschen im Ebenmaasse, die er für die Vervollkommung dieses Kriegszweiges im Herzen hägte.

Der unvermuthete Hintritt seines Vetters, des regierenden Fürsten Johann Karl von Lichtenstein, der 1748. ohne männliche Erben zu Wischau verstarb, und das durch diesen Tod auf ihn gefallene Majorat setzte ihn in den Stand, seinem Patriotismus die Schnürbrust freyer zu lassen. —

Er wünschte sich nun Glück, daß er ohne die vielen Schneckengänge der Buchhalterey, und ohne der Staatskasse beschwerlich zu fallen, die durch die drückenden Kriege fast erschöpft war, das grosse Werk vollenden konnte.

Sein Patriotismus kannte keine Gränzen, und obwohl das Korps unter ihm merklich angewachsen war, so dachte er doch

zu erhaben, als daß er vom Staate, über das vormals bestimmte Quantum, nur die geringste Zulage forderte.

Allein er ärndete bald den schönsten Lohn des Patrioten ein. Seine großmüthige Denkungsart war der Funke der in seinem Korps den Wetteifer und die Ruhmgierde erweckte. Einer suchte es dem andern an Geschicklichkeit bevorzuthun: Das kaiserliche Artilleriewesen stieg unter seiner Leitung zu einem Grade von Vollkommenheit hinan, die ganz Europa anstaunte.

König Friedrich schrieb nach der verlornen Schlacht von Kolin an den Lord Marschall: daß die Oesterreicher den Vortheil einer wohlbedienten Artillerie hatten, die Lichtensteinen Ehre bringt.

Fouquet, der in diesem Stücke gewiß Kenner war, gestand der kaiserlichen Artillerie sogar den Vorzug vor der Preussischen zu: ihre Kanonen, sagte er, sind

bes-

besser gearbeitet, ihr Pulver treibt weiter, und ihre Feuerwerker sind geschickter.

In seinen hinterlassenen Schriften erwähnet Friedrich unsers Helden abermal auf eine rühmliche Art. Die Kaiserin, heißt es im dritten Bande S. 25 bildete eine Artillerieschule unter der Aufsicht des Fürsten von Lichtenstein. Er erhob dieses Korps zu 6 Bataillonen, und den Gebrauch der Kanonen zu den unerhörten Mißbrauch, zu welchem derselbe in unsern Tagen gediehen ist, (vielleicht erinnerte sich der König, indem er dies schrieb, an die Schlachten von Kolin, Hochkirchen u. s. w.) aus Eifer für die Kaiserin, heißt es weiter, verwendete Lichtenstein auf diesen Gegenstand über 100,000 Thaler von seinem Vermögen.

Wenn an dieser Summe gleich eine Nulle fehlt, so trägt dieses Lob aus dem Munde von Oesterreichs Feinden doch wenigstens den Stempel der Unpartheylichkeit Wenn also Lichtenstein schon nicht mehr im Felde erschien, und Schlachten gewann, so fiel doch von den Siegen, welche die kaiserlichen Anführer nach ihm über ihre Gegner errangen, ein Theil des Glanzes auf ihn zurück. Dann schlug den König Friedrich mit Lichtensteinischen Kanonen, und wenn Coburg in der Folge bey Martinestie das Heer der Türken zernichtete, und London das übermüthige Belgrad zur Uebergabe zwang, so möchte man fast sagen, daß Lichtenstein ihnen zu ihren Siegen die Kanonen lieferte.

XI.

XI.

Lichtenstein commandirt 1751. im Lustlager bey Pest. — Reiset nach den Niederlanden. — Wird krank — Besondere Achtung der Brabanter gegen ihn.

Deutschland war nun so ziemlich ruhig. Der Achnerfrieden hatte dem österreichischen Erbfolgekriege ein Ende gemacht. Karls Fehler machten seine würdige Tochter Theresia vorsichtiger. Sie vertraute nicht auf Fürstenwort, sondern setzte sich in eine Verfassung, die Ehrfurcht einflößte. Man hielt eine ansehnliche Armee auf den Beinen, führte eine bessere Kriegszucht unter den Truppen ein, und übte sie jährlich in grossen Manövern.

Im Jahre 1751. traf Lichtenstein die Ehre im Lustlager bey Pest ein Heer

von 30,000 Mann in Gegenwart des Hofes zu commandiren. Auch bey dieser Gelegenheit zeigte sich seine edle Denkungsart. Die prächtigen Tafeln, die er täglich gab, und der Aufwand, den er in diesem kurzen Zeitraum machte, kosteten dem Fürsten über 100,000 Gulden.

Nach geendigtem Lustlager reisete er nich Spaa, wo sich seine fürstliche Gemahlin befand, und bald darauf nach Aachen, wo er sich einige Zeit der warmen Bäder bediente. Unter die vielen Grossen, mit denen er hier Bekanntschaft machte, war auch der Prinz von Oranien. Dieser fand so viel Vergnügen an dem Umgange mit Lichtenstein, daß er denselben ersuchte, ihm in Holland einen Besuch zu machen. Lichtenstein sagte es dem Prinzen zu, und reisete bald darauf über Mastricht, Tirlemont, Löwen, Mecheln und Antwerpen nach Mardick ab, wo ein bewaffnetes Jachtschiff bereits auf den Fürsten wartete,

und

und ihn nach dem Haag brachte, wo man ihn mit allen Ehren empfing.

Hier wurde das Band der Freundschaft zwischen dem Erbstaathalter und unserm Lichtenstein noch enger geknüpft; allein das Vergnügen, das Beyde im wechselseitigen Umgange genossen, wurde bald durch einen traurigen Zufall gestört. Der Prinz von Oranien erkrankte nach wenigen Tagen, und starb in den Armen seines geliebten Lichtensteins.

Dieser verließ nun den Haag, und ging über Leiden nach Amsterdam; kehrte darauf wieder nach dem Haag, und begab sich nach Rotterdam, wo er krank wurde, aber doch noch bis Antwerpen reisete. Hier hielt ihn eine tödliche Krankheit vier ganze Wochen an das Bett angefesselt. Wie sehr die Brabanter diesen wahren Patrioten und Liebling ihrer Monarchin schätzten, läßt sich daraus abnehmen, daß sie

öffent-

öffentliche Andachten zu seiner Erhaltung anstellten, und das Hochwürdige drey Tage ausgesetzt wurde.

Lichtenstein war gegen diesen Beweis ihrer Liebe nicht undankbar. Er theilte mit fürstlicher Freygebigkeit Almosen an die Armen aus, und ließ bey den Einwohnern noch mehr andere Denkmähle seiner Erkenntlichkeit und Großmuth zurück.

Nach erlangter Gesundheit ging er nach Brüssel, wo er den Winter über blieb. Im Frühjahre besichtigte er die Artillerie in Luxemburg, und traf dann 1752 wieder in Wien ein.

XII.

Die Kaiserinn schickte Lichtenstein 1760. als Bevollmächtigten nach Parma. — Neue Beweise seines Patriotismus. — Denkmal, das er seinen Monarchen, und diese ihm entgegen errichten liessen.

Im Jahre 1760. gab Theresia ihrem treuen Diener abermal einen Beweis ihres unbegränzten Vertrauens, indem sie ihn aus so vielen Grossen des Reichs dazu ernannte, Josephs bestimmte Braut Marie Elise, die Tochter des Herzoges von Parma, nach Wien zu begleiten.

Das war für Lichtenstein abermal eine erwünschte Gelegenheit, für die Ehre des Erzhauses einige Aufopferungen zu machen. Man versicherte mich, daß blos die Geschenke, die er mit königlicher Freygebigkeit

keit in Italien vertheilte, über 300,000 Gulden betrugen.

[illegible] Parma erstaunte nun eben so sehr über die Pracht und Großmuth des kaiserlichen Gesandten, als es 1746 vor der Tapferkeit des kaiserlichen Anführers zitterte — *) und Don Philipp, der in der Schlacht bey Piacenza in Lichtenstein seinen Ueberwinder erkannte, verehrte nun in ihm den Vertrauten Theresiens den Begleiter seiner geliebten Elise, und das Muster eines Patrioten.

Der prächtige Einzug, den Lichtenstein bey seiner Zurückkunft in Wien hielt, zog eine Menge Fremde nach der Kaiserstadt. Es war Pomp und Geschmack in einem so ausserordentlichen Grade verbunden, daß noch jetzt die Wiener davon reden.

The-

*) Lichtenstein war damals mit seinem Heere bis hinter die Kanonen von Parma gerückt.

Therese ließ diesen neuen Zug seiner Vaterlandsliebe nicht unbelohnt. Es wurde ihm und allen künftigen Regierern des Hauses Lichtenstein durch ein eigenes Hofdekret der Titel Hoheit (Celsissimus) beygelegt.

Der für dieses auszeichnende Merkmal fürstlicher Huld dankbare Lichtenstein, ließ noch in demselben Jahre in dem kaiserlichen Zeughause zu Wien zwey kostbare metallene Monumente errichten, welche in erhabener Arbeit die Büßen seiner Monarchen Franzens und Theresiens vorstellen. Man liest folgende Inschriften darunter, denen ich aus Liebe für Leser, die nicht Latein verstehen, die deutsche Uebersetzung beyfüge.

DEO ET IMPERIO.
IMPERATORI FRANCISCO I.
PIO, FELICI, AUGUSTO.
GERM. ET JERUSOL. REGI
DUCI LOTHORING. ET BARII,
MAG. DUCI HETRURIAE,
PATRI CASTRORUM.
MONUM: HOC SECUM IPSO
DICAT, DEVOVET, DEDICAT,
REI TORMENTARIAE
PRAEFECTUS
JOSEPH. WENCESL. PRINCEPS
DE
LICHTENSTEIN.

M : D : C : C : LX.

Gott und dem Reiche
Kaiser Franz dem Ersten
dem frommen, glücklichen Kaiser,
König von Germanien und Jerusalem
Herzog von Lothringen und Bar,
Großherzog von Toscana,
dem Vater seiner Krieger,
widmet, und weihet dieses Denkmal
und sich selbst:
der Befehlshaber der Artillerie
Joseph Wenzel Fürst
von
Lichtenstein.
1760.

IMPERATRICI.
MARIAE THERESIAE
PIAE, FELICI, AUGUSTAE,
GERMANIAE, HUNGARIAE,
BOHEMIAE REGINAE,
MATRI CASTRORUM
MONUM: HOC SECUM IPSO
DICAT, DEDICAT, DEVOVET
REI TORMENTARIAE
PRAEFECTUS
JOSEPH. WENCESL. PRINCEPS
DE
LICHTENSTEIN.
M : D : C : C : L X.

Der

Der Kaiserinn

Marie Theresie

der frommen, glücklichen Kaiserinn

Königinn von Germanien

Ungarn und Böhmen,

der Mutter ihrer Heere,

widmet und weihet dieses Denkmal

und sich selbst:

der Befehlshaber der Artillerie

Joseph Wenzel Fürst

von

Lichtenstein.

1760.

Doch auch dieser schöne Zug des Patriotismus, und der Liebe gegen seine Landesfürsten blieb nicht unbelohnt. Franz und Theresie liesen diesem getreuen Diener in eben demselben Zeughause ein Gegendenkmal ihrer Achtung und Gewogenheit errichten, welches das Brustbild unsers Lichtensteins in Metalle vorstellt, und folgende schmeichelhafte Inschrift trägt.

IMPERAT.
FRANC. ET MARIA THERESIA
PII, FELICES, AUGUST.
PATRES PATRIÆ,
SCIENTIARUM ARTIUMQUE
FAUTORES
JUSTI MERITORUM ARBITRI
VIRI TOGA ET SAGO
ÆQUE MAGNI

JOSEPHI WENCESLAI
SAC. ROM. IMP. PRINCIPIS
DE LICHTENSTEIN,
AUREI VELERIS EQUI.
S.S CÆS.MAJ.CONS.ACT.INT.
CASTRORUM TRIBUNI
SUPREMI UTRIUSQUE REI
ARMAMEN.' MOD.
LEGION.DIMACH. PRÆFECT.
VIRTUTI, RELIGIO. FIDELI
PATRIÆ AMO. AC IN REI AR-
MAMENTARIÆ INVENTIS
RESTAURANDIS, PROMOV.
AUGENDISQUE INDUSTRIÆ
INDEFESSOQUE LABORI
HOC MONUMENTUM PUBLI-
CUM PONI JUSSERUNT.

Kaiser Franz I. und Maria Theresia

Die fromme, glücklichen,

Durchl. Väter des Vaterlandes,

Beschützer

der Wissenschaften und Künste,

Gerechte Schätzer des Verdienstes.

Haben des, als Staatsmann und

Helden, gleich grossen Mannes

Joseph Wenzel des heil. röm. Reichs

Fürst von Lichtenstein,

Ritter des goldenen Vliesses,

Ihrer Maj. wirkl. geheim. Rathes,

Feldmarschalles, beyder Artillerien

obersten Befehlshabers,

Eines Dragonerregiments Inhabers

Tapferkeit, Frömmigkeit, und Vaterlandsliebe, als auch seinem

in

in Erfindung, Verbesserung, Vervollkommung und Vermehrung
des Artilleriewesens
Unermüdeten Fleiße und Bestreben
Dieses öffentliche Denkmal
errichten lassen.

XIII.

Lichtenstein wohnet der Krönung zu Frankfurt als Prinzipalkommissär bey. — Wird Großkreuz des Stephanordens — Läßt Joseph II. auf seiner Herrschaft Prostnitz ein Denkmal errichten.

Im Jahre 1764. spielte Lichtenstein abermal eine sehr glänzende Rolle. Der blutige Krieg, der sieben Jahre im Eingewei-

de von Deutschland wüthete, hatte, wie alles in der Welt, sein Ende genommen. Friedrich hatte in einem geheimen Artikel dem Erzherzog Joseph seine Wahlstimme versprochen: Man schickte sich also zur Wahl eines römischen Königs an, und Fürst Lichtenstein wurde zu dieser feyerlichen Handlung als Prinzipalkommissär nach Frankfurt am Mayn geschickt. Es war auch hier um die Aufrechthaltung des Glanzes und der Ehre des Hauses Oesterreich zu thun, und da war Lichtensteinen kein Aufwand zu groß.

Die Pracht und Herrlichkeit seiner Festins verewigten auch in diesen Gegenden seinen Namen. Die Fremden bewunderten seine Pracht und Großmuth; und seine Freygebigkeit gewann ihm die Herzen der Frankfurter, die sich alle Jahre einen römischen König, und immer einen Prinzipalkommissär, wie Lichtenstein wünschten.

Dieser neue Zuwachs von Verdiensten um die Ehre des Vaterlandes wurde das folgende Jahr mit dem Großkreuz des Stephansordens belohnet, das zwey huldvolle Handschreiben von Theresen und Joseph II. begleiteten.

Die Geschichte von 1769. bewahret uns wieder einen Zug von dem Patriotismus des Fürsten von Lichtenstein auf. Joseph II., der ein vorzüglicher Schätzer des arbeitsamen Bauerstandes war, hielt es nicht wider seine Würde, auf seiner Rückreise von Olmütz nach Wien, auf der Prostnitzer Herrschaft an der Heerstrasse den Pflug durch ein ganzes Joch Acker mit eigner Hand zu lenken.

Wollte er diesen mit Unrecht ringgeschätzten Stand dadurch aus seiner Verachtnng ziehen, und einem gewissen Theil seines Adels einen Wink geben, denselben besser zu schätzen, oder wollte er sich viel-

leicht selbst von der Beschwerlichkeit, und sauern Arbeit dieses Standes überzeugen; genug diese Handlung bleibt in Josephs Geschichte ein ewiges Denkmal seiner Menschlichkeit, und Lichtenstein glaubte, seinem Patriotismus untreu zu werden, wenn er sie nicht durch ein besonders Monument verewigte. Er ließ also auf derselben Stelle mit Einverständniß der mährischen Stände ein Denkmal mit der Inschrift errichten.

Dem Andenken
Joseph II. römischen Kaisers,
der im Jahre 1769.
den 19ten des Augustmonats,
zur Ermunterung des Fleisses und
Verherrlichung der nützlichsten
aller Künste,
mit eigener Hand den Pflug
durch dieses ganze Joch Ackers lenkte.

Mit

Mit Einverständniß
der Stände von Mähren
geweiht
von
Jos. Wenzel Fürsten v. Lichtenstein.

XIV.

Lichtensteins Tod. — Medaille, die ihm zu Ehren geprägt wird.

Jahre und ein Leben voll Thätigkeit fingen nun an die Gesundheit unsers Fürsten von Lichtenstein zu untergraben. Er ward kränklich, klagte über Entkräftung, arbeitete aber an seinem Lieblingsgeschäfte, dem Artilleriewesen, noch immer fort, bis er endlich den 10 Februar 1772. im 76ten Jahre seines Alters an gänzlicher Nachlassung der Nerven, der Natur den Zoll der hinfälligen Menschheit bezahlte. Sein Leich-

nam

nam ward darauf, nachdem er drey Tage öffentlich ausgestellt gewesen, nach Wranau überbracht, und in der Familiengrufte beygesetzt.

Das Vaterland trauerte bey dem Tode dieses wahren Patrioten. Es verlor einen Menschenfreund, einen klugen Staatsmann, einen tapfern Helden und einen seltnen Bürger. Die Wissenschaften und Künste trauerten um ihren Beschützer und Gönner, und die Armen weinten um ihren Vater. Der Hof trauerte um seinen treuen Diener; und der Adel hatte seine Krone verloren. Lichtenstein stand so nahe am Herzen seiner Monarchin, daß sie ihn nur immer ihren Freund und lieben Fürsten nannte, wie es zwey Handschreiben beweisen, die Theresia und Joseph gleich nach Wenzels Tode an seinen Nachfolger den Fürsten Franz ergehen liessen.

Allein Theresie wollte auch vor der Welt zeigen, wie empfindlich ihr der Verlust dieses grossen Patrioten falle, und wie werth ihr das Andenken seiner Verdienste sey. Sie ließ 1773. in Gold und Silber eine Medaille prägen, welche auf der einen Seite das Brustbild des Fürsten vorstellt, auf der Reversseite aber in einer Verzierung von Armaturen abermal sein Bild mit der Inschrift enthält:

MARIA THERESIA
AUGUSTA
RESTITUTORI
REI ARMAMENTARIAE
BELLI PACISQUE ARTIBUS
ILLUSTRI,
AMICO PATRIAE ET SUO.

Die

Die Kaiserinn
Maria Theresia
dem
Hersteller des Artilleriewesens
dem in Krieg und Frieden gleich
grossen Manne
Ihrem und des Vaterlandes
Freunde.

Dieses Denkmal landesfürstlicher Huld, und den Ruhm, den Lichtenstein durch seinen Patriotismus, seine Großmuth und sein gefühlvolles Herz sich im In- und Auslande erwarb, müssen sein Andenken verewigen.

Man wird ihn nennen, so oft die Rede von einem Vorbilde des wahren Adels und des Patrioten seyn wird — und der Name Lichtenstein wird leben, so lange kaiserliche Kanonen den Feinden des Vaterlandes den Tod entgegen donnern.

XV.

Lichtensteins körperliches Aussehen — Sein Character.

Lichtenstein war ein schöner Mann — Er war groß von Person; denn er maß fünf Schuh 9 Zoll — Sein kriegerischer Geist sprühete schon in früher Jugend aus den Augen, das gab ihm den ernsten Soldatenblick, der aber durch die ihm angeborne Bonhommie gemildert war. — Sein Temperament war sanguinisch und also feurig — Er brausete leicht auf; war aber gleich wieder gut — und wem in seiner Aufwallung ein wenig zu hart geschah, der ward bey kaltem Blute zehnfach dafür entschädigt — In jüngern Jahren war sein Zorn gefährlicher; und da wars das klügste, ihm auszuweichen.

Ehr-

Ehrgeiz war ein Hauptzug in seinem Character — Ehre war ihm theurer als Leben und Reichthum — Er fühlte auch, daß er Fürst Lichtenstein war, und ließ es zu Zeiten auch andere fühlen; doch zugegeben, daß Stolz ein Fehler ist, so war er an unserm Lichtenstein nur der Schatten in einem schönen Gemälde. —

Er besaß mehr Lektüre als Gelehrsamkeit — Sein natürlicher Scharfsinn, der die Gegenstände an der rechten Seite faßte, und eine ungemeine Weltkenntniß ersetzten bey ihm, was man sonst philosophischen Geist nennt.

Sein meister Umgang war mit grossen Geistern und gekrönten Häuptern, die ihn ehrten und liebten. Die Künstler unterstützte er aus Liebe zur Kunst, und die Armen aus wirklich gutem, mitleidigen Herzen.

Jeder Künstler hatte freyen Zutritt zu ihm — Er belohnte den Erfinder, und vollendeten Künstler, und ermunterte durch Geschenke das angehende Genie. Viele zogen einen lebenslänglichen Gnadengehalt von ihm — Er wollte aber, daß sich der Künstler beschäftige, und bestellte daher oft Arbeiter, die er nicht brauchte. Er ließ Ringe, Dosen und anderes Geschmeide oft umfassen, um nur der Kunst Brod zu geben.

Nichts aber übertraf sein Mitleiden gegen Arme. — Die Summe, die er jährlich für die leidende Menschheit hingab, ging in die Tausende. Eine Menge arme Wittwen wurden von ihm unterhalten, und viele verlassene Waisen auf seine Kosten erzogen.

Er ließ auch in Feldsperg ein besonders Waisenhaus für 20 arme Knaben herstellen, die er in Lesen und Schreiben unterrichten,

verköſten, kleiden, und dann nach ihrem Genie ein Handwerk lernen ließ.

Es gab täglich gewiſſe Stunden, wo die Armen ſich vor den Fenſtern ſeines Pallaſtes verſammelten, die dann auch nie ohne reichliches Almoſen wegkamen. Er hatte den Satz angenommen, daß Leute, die ihn um Hülfe anſprechen, wenigſtens dürftig seyn müſſen, und daß ein gutes Herz nicht unterſuchen ſoll, ob ſie es durch oder ohne ihre Schuld ſind. Er ſah es auch, (ſo ſehr er ſelbſt die Geſetze des Landes verehrte) gar nicht gerne, wenn die damalige Sicherheitswache ihm die Armen verſcheuhte: ja er gab wohl auch, ſobald er die Annäherung dieſer Aufſeher merkte, den Armen den Wink, ſich aus dem Staube zu machen.

Wenn er ausging oder ausfuhr, mußten ſeine Bedienten die Taſchen voll Münze haben. Es ſtand der Verluſt ſeiner Gna-

de darauf, wenn sie einen Armen unbeschänkt weglieſſen. Erfuhr er, daß es irgendwo beschämte Hausarme gab, so schickte er ihnen, ohne sich erst darum ansprechen zu lassen, oft beträchtliche Summen zu.

Man erzählt eine Anecdote, die ich zwar nicht ganz verbürgen kann, die aber mit Lichtensteins Character übereinstimmt, und sein theilnehmendes Gefühl für die leidende Menschheit an den Tag legt.

Gleich ausser Feldsperg liegt ein Kloster der barmherzigen Brüder. Bey diesem soll nun Lichtenstein im Vorbeyfahren einen Kranken vor der Pforte haben liegen sehen. Er hielt still, und als er vernahm, daß man diesen Kranken aus Mangel an hinlänglichen Betten nicht ins Kloster aufnehmen könne, ließ er den Prior an die Kutsche kommen.

Warum nehmet ihr diesen Elenden nicht in euer Krankenzimmer?

Weil wir kein leeres Bett mehr haben, war des Priors Antwort.

Wo schlafen Sie? fragte Lichtenstein.

In meinem Bette, erwiederte der Pater —

Gut, sagte Lichtenstein, in eurer Regel stehet geschrieben, daß ihr euch auf die Erde, und die Kranken in euer Bett legen sollet — Sie werden also augenblicklich diesen armen Menschen nach Ihrem Bette bringen.

Hier half keine Widerrede. Der Kranke wurde ins Kloster gebracht. Ob der Prior dann wirklich auf der Erde schlief, weiß ich nicht; aber ich denke, daß sich wohl noch ein leeres Bett werde gefunden haben.

Lich-

Lichtenstein war (besonders in jüngern Jahren) ein grosser Verehrer des schönen Geschechts, und doch sah er es, (wie Friedrich II.) nicht gern, wenn seine Diener heiratheten. Er hatte aber einen Grund dazu, der seinem Herzen Ehre machte. Er besorgte, daß sie zu viele Kinder bekommen, und nach seinem Tod von ihrer Pension nicht möchten leben können.

In spätern Jahren war Lichtenstein ganz das Bild des gutherzigen Murrkopfes, den Goldoni uns so liebenswürdig schilderte. Er jagte bey übler Laune oft wegen Kleinigkeiten Leute aus dem Dienste, ließ ihnen aber lebenslänglich ihren Gehalt; andere durften nicht mehr vor seinem Gesichte erscheinen; aber er betreuete sie in seinem Testamente — und viele gewonnen durch seine Ungnade mehr, als sie vielleicht durch seine Gnade würden gewonnen haben. — —

Kurz die Güte seines Herzens machte immer die Fehler seines feurigen Temperaments wieder gut — und so blieb Lichtensteins Privatcharakter, (die Züge zusammengefaßt) immer das Bild eines guten — edeldenkenden — großmüthigen Menschenfreundes.

Lebensgeschichte

des

Ignatz

Edlen von

Born.

Am 28. August 1791. starb zu Wien Ignatz Edler von Born, der Erblande Ritter, kaiserl. königl. wirklicher Hofrath bey der Hofkammer in Münz- und Bergwesen, Mitglied der meisten gelehrten Gesellschaften und Akademien in Europa, und einer der grösten Mineralogen unserer Zeit.

Born war am 26 December 1742. zu Karlsburg in Siebenbürgen gebohren. Mit dreyzehn Jahren kam er nach Wien, und studierte da die Humaniora und die Philosophie bey den Jesuiten. Die Väter

dieses Ordens hatten, nach dem einstimmigen Zeugniß aller ihrer Freunde und Feinde, eine besondere Gabe, schon bey den jünsten ihrer Schüler die Talente des Geistes richtig zu beurtheilen, auszuwählen, und zu errathen, welch ein brauchbarer Mann einst dieser oder jener Knabe werden würde. Der junge Born konnte ihrem Scharfblick nicht entgehen, sie entdeckten den künftigen Mann von Genie in ihm, und brachten es durch ihre gewöhnliche Methode dahin, daß Born im Jahre 1759. Jesuit ward.

Er hielt es aber nicht lange in diesem Stande aus. Nach sechszehn Monaten verließ er den Orden wieder. Auch bestättigte sich bey ihm jene bekannte Regel nicht, daß jeder, welcher einmal Jesuit gewesen, sein Lebelang eine gewisse Hochachtung und Neigung für den Orden beybehalte.

Nachdem Born von den Jesuiten ausgetreten war, gieng er nach Prag, und studirte dort die Rechte, hielt auch eine öffentliche Disputation de finibus Juris naturae. Nach Beendigung dieser seiner Studien begab er sich auf Reisen, besuchte einen Theil von Deutschland, Holland, die Niederlande und Frankreich.

Nach Vollendung dieser Reisen kam er wieder nach Böhmen zurück, gab sich aber nicht weiter mit juridischen Studien oder Beschäftigungen ab, sondern verlegte sich mit größten Eifer auf die Naturgeschichte, Bergwerkskunde, und die mit diesem Fache verbundenen Wissenschaften. Der noch lebende Hofrath beym Münz- und Bergwesen, Herr von Peithner, gab ihm Anleitung und Unterstützung bey dem Studium dieser Wissenschaften.

Im Jahre 1770. hatte sich Born schon soweit in seiner neuen Lieblingsbeschäftigung emporgearbeitet, daß man ihn fähig fand, die Stelle eines Beysitzers bey dem obersten Münz- und Bergmeisteramt in Prag zu bekleiden, welche er auch in diesem Jahre erhielt.

Noch in eben diesem Jahre machte Born eine gelehrte Reise durch das Temeswarer Banat, Siebenbürgen, Ober- und Niederungarn; sein Zweck dabey war, diese für den Naturkündiger und Mineralogen so merkwürdigen Länder, in Rücksicht auf seine Lieblingswissenschaften genau kennen zu lernen. Er stand damals schon in Bekanntschaft und Freundschaft mit dem ebenfalls berühmten Mineralogen Ferber, und an diesen schrieb er von jeder Station dieser Reise Briefe über mineralogische Gegenstände, als das Resultat seiner Beobachtungen, und Ferber fand diese Briefe wich-

tig

tig genug, daß er sie ein paar Jahre nachher durch öffentlichen Druck bekannt machte. *)

Als er sich während dieser Reise zu Felsö-Banya aufhielt, betraf ihn ein unglücklicher Zufall, welcher nicht nur für dießmal den weiteren Verfolg seiner Beobachtungen verkürzte, sondern auch ohne Zweifel den Grund zu einer chronischen Krankheit legte, die ihn seine ganze übrige Lebenszeit nicht mehr verließ, und endlich auch seinen Tod früher beförderte, als er ihn nach dem ordentlichen Lauf der Natur zu erwarten hatte.

Born

*) Borns Briefe über Mineralogische Gegenstände auf seiner Reise durch das Bannat, Siebenbürgen, Ober- und Nieder-Ungarn, an Ferber. Frankfurt und Leipzig 1774.

Born selbst beschreibt jenen unglückli- chen Zufall in einem Brief an Ferber, mit folgenden Worten:

„ Nagy-Banya, den 22ten August „ 1770. Mein langes Stillschweigen ist die „ Folge eines unglckülichen Zufalls, der „ mir bald das Leben gekostet hätte. Um „ das in Felsö-Banya gebräuchliche Feuer- „ setzen, und die Wirkung, welche durch „ einen so geringen Holzaufwand erfolgt, „ genau zu besehen, befuhr ich daselbst die „ große Grube, zu einer Zeit, als das „ Feuer kaum ausgebrannt, und die Gru- „ be noch voll Rauch war. Durch ein Un- „ gefähr ward ich gezwungen, etwas län- „ ger in dem Schachte zu verweilen, durch „ welchen der Rauch zog. Kurz, ich ver- „ lor meine Sinne, und man brachte mich „ erst nach fünfzehn Stunden durch Zieh- „ pflaster und andere Mittel zu mir selbst. „ Mein Mund war sehr aufgeschwollen,

„ die

„ die Augen mit Blut unterzogen, und al-
„ le Glieder gelähmt. Ohne die Hilfe ei-
„ nes jungen geschickten Arztes in Nagy-
„ Banya und des Oberwirthschaftsinspek-
„ tor von Gerham, würden Sie Ihren
„ Freund gewiß verlohren haben; vielleicht
„ verlieren Sie ihn aber noch; denn ein
„ gewaltiger Husten, und ein schmerzliches
„ Hüftweh, die mich wechselweise martern,
„ sind zureichend genug, meine ohnehin
„ schwach gebaute Maschine zu zerstören.
„ Geschieht dieses, so verschaffen Sie mir
„ die Ehre, daß man meinen Namen we-
„ nigstens in das Martyrologium der Na-
„ turforscher eintrage. „

Nach diesem Vorfalle beschleunigte Born seine Reise nach Hause; aber noch in Ungarn erhielt er vom Hofe die Stelle eines Bergraths in Prag. Er gieng also über Wien nach seinem Bestimmungsort; und klagt in einem Brief an Ferber, daß da-

mals (1770.) auf der Universität zu Wien noch kein Lehrstuhl für die Naturgeschichte errichtet, und keine Sammlung natürlicher Körper für den Unterricht der Studierenden vorhanden war.

In dem darauf folgenden Jahre 1771 gab er zum erstenmale etwas an das gelehrte Publikum. Der damalige Jesuit Poda, Lehrer bey der Bergbauakademie in Schemnitz, hatte die bey den dortigen Bergwerken errichteten Maschinen beschrieben, und diese Beschreibung machte Born durch den Druck bekannt. Weit wichtiger für seinen Ruhm wurde sein *Index fossilium*, den er im Jahre 1772. herausgab: dieser erregte die allgemeine Aufmerksamkeit der Mineralogen, und Born kam dadurch in Bekanntschaft und Korrespondenz mit den ersten unter diesen Männern.

Wie Born die hungarischen Provinzen zum Behuf des Studiums der Mineralogie bereiset hatte, so machte auch Ferber zu gleichem Zweck eine Reise durch Italien, und schrieb ebenfalls an Born

Briefe über mineralogische Gegenstände

und Born machte im Jahre 1773. Ferbers Briefe an ihn durch den Druck bekannt, wie Ferber die seinigen. Auch gab er in diesem Jahre noch heraus

Ein Schreiben an den Grafen von Kinsky über einen ausgebrannten Vulkan bey der Stadt Eger in Böhmen.

Um diese Zeit war Born bereits Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, der Akademie zu Siena, und der gelehrten Gesellschaft zu Padua: jetzt

(im Jahre 1774.) ernannte ihn die Akademie der Wissenschaften zu London zu ihrem Mitgliede, eine Ehre, welche in der gelehrten Welt einen besondern Vorzug hat, weil diese Akademie nur aus den berühmtesten Gelehrten der kultivirten Welt besteht, ihre Arbeiten mit ausgezeichnetem Fleiß und Aufwand fortsetzt, und, ohne auf Rang oder Titel zu sehen, blos Männer von wahrem Verdienste unter ihre Mitglieder aufnimmt.

Born schränkte sich während seines Aufenthalts in Böhmen nicht blos auf jene Arbeiten ein, welche ihm sein Amt zur Pflicht machte. Sein thätiger Geist, sein für allgemeine Verbreitung von Kenntnissen und Wissenschaften wirksamer Eifer, suchte alle Wege auf, seinen Mitmenschen nützlich zu werden.

Es erschienen damals in Prag

Abbildungen Böhmischer und Mährischer Gelehrten und Künstler;

es erschienen

Acta litteraria Bohemiae & Moraviae;

an beyden nahm Born den lebhaftesten Antheil, und in der Vorrede zu jenen Actis stellt der Herausgeber Voigt Borns Verdienste um die Böhmische Litteratur im vollen Lichte dar. Wie in Wien, so mangelte es damals auch in Prag an einem ordentlichen und öffentlichen Naturalienkabinet zum allgemeinen Gebrauch für Studierende. Born brachte die Sache in Bewegung, bewirkte die Herstellung einer solchen Sammlung, und half sie mit eigenen Beyträgen und Zeitaufwand ordnen und

vermehren. Endlich legte er im Jahre 1775 sogar den Grund zu einer eignen gelehrten Gesellschaft, welche sich dann ordentlich bildete, eifrig für die Aufnahme der Wissenschaften arbeitete, und die Früchte ihres Fleißes unter dem Titel:

Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen zur Aufnahme der Mathematik und vaterländischen Geschichte,

in mehreren Bänden herausgab.

Im darauf folgenden Jahre gab er heraus:

J. G. Kern, vom Schneckenstein, oder dem sächsischen Topasfelsen, zum erstenmal herausgegeben und mit Anmerkungen vermehrt von J. v. B.

Durch diese seine öffentlich erschienenen Werke, und durch den allgemeinen Ruf seiner Thätigkeit und seiner Fähigkeiten, erwarb sich Born die Ehre, daß ihn im Jahre 1776. die Kaiserin Maria Theresia eigens aus Böhmen nach Wien berief, um das hier befindliche kaiserl. königl. Naturalienkabinet besser zu ordnen, und es zu beschreiben.

Dieser Ruf war für Born natürlicher Weise äusserst schmeichelhaft, da er sich dadurch in die Residenz versetzte, und Gelegenheit hatte, sich den Weg zu einem bessern Glück zu bahnen. Er machte sich unverzüglich an die Arbeit; und im Jahre 1778. erschien schon

Index rerum naturalium Musaei Caesarei Vindobonensis. *Testacea. Volumen I.*

Die Erzherzogin Maria Anna, welche vorzügliche Neigung für die Naturgeschichte hatte, nahm Born zu Ihrem Lehrer in diesem Fache an, und er sammelte und ordnete seiner erhabnen Schülerin ein niedliches Kabinet zum Behuf ihres Lieblingsstudiums.

Zur Belohnung seiner Arbeit, und um seine Talente noch besser zu benützen, ernannte Maria Theresia den bisherigen Bergrath Born im Jahre 1779. zum wirklichen Hofrath bey der Hofkammer in Münz- und Bergwesen. Im Jahre 1780. gab Born heraus:

Musaei Caesarei Vindobonensis Testacea, quae jussu Mariae Theresiae disposuit;

ein prächtiges Werk, mit nach der Natur ausgemalten Abbildungen.

Die

Die Kaiserin Selbst schoß für eine gewisse Anzahl die Kosten her; aber Sie starb noch in eben dem Jahre, und Kaiser Joseph ließ das Werk nicht fortsetzen.

Dadurch, daß Born wirklicher Hofrath geworden, mußte er nun für beständig in Wien bleiben, und seine Amtsgeschäfte forderten nun seine meiste Zeit.

Der unglückliche Zufall in Felsö-Banya hatte, wie schon oben gesagt, bey Born einen Krankheitsstoff in den Körper getrieben, der sich bald mehr, bald minder, und auf verschiedene Arten äußerte, aber schon eine förmliche chronische Krankheit unterhielt.

Als Born schon in Wien war, nahm diese Krankheit eine entscheidende, aber für ihn äußerst traurige Wendung. Er bekam plötzlich eine Bleycholik, die ihn beynahe

tödtete, und ihm die unleidlichsten Schmerzen verursachte.

Um ihm diese einigermassen weniger empfindlich zu machen, gab man ihm auch Opium. Er hatte eine grosse Dosis vor sich, von welcher er von Stunde zu Stunde eine mäßige Portion nehmen sollte.

Die Schmerzen wurden einst so unleidlich, daß er in einem Anfall von Verzweiflung die ganze Dosis Opium auf einmal zu sich nahm. Hierauf sank er in eine Betäubung, gleich einem Todesschlaf, und diese dauerte ganze vier und zwanzig Stunden lang. Als er endlich wieder erwachte, waren alle Schmerzen, alle Cholik aus dem Leibe verschwunden; dafür aber war sein rechtes Bein gelähmt, dorthin also hatte sich der Krankheitsstof geworfen.

Dieses lahme Bein erhielt er nun sein Lebelang; es verursachte ihm manchmal große, manchmal mindere, manchmal gar keine Schmerzen; aber immer blieb er lahm. Er saß, lehnte, oder lag den ganzen Tag auf einer Sofa, konnte in den besseren Tagen aber auch auf einem Stuhl sitzen; mit Hilfe eines Stocks, und mit beyden Armen sich stützend konnte er zur Noth wohl allein im Zimmer von einer Stelle zur andern mühsam kommen; aber von einem Zimmer in das andere, oder über eine Treppe mußte er immer von einem starken Manne, oder von zweyen unterstützt, geführt werden.

Einem so scharfblickenden und viel umfassenden Geist, wie Born war, konnte natürlicher Weise kein sehr wichtiges Ereigniß, keine weitaussehende Anstalt, kein Institut von einiger Wirksamkeit entgehen. Unter irgend eine solche Klasse gehören denn

auch die geheimen Gesellschaften, und vorzüglich die ausgebreiteste derselben, die Freymäurerey.

Zu welcher Zeit Born Freymaurer wurde, ist nicht genau bekannt; genug, er war es schon unter der Kaiserin Maria Theresia, da dieser Orden in Oesterreich nur im größten Geheim existirte. Als Kaiser Joseph zur Regierung kam, bewilligte er den Freymaurern zwar nicht eine ausdrückliche, aber doch eine stillschweigende Toleranz, und Born errichtete nun eine eigene Loge, die Loge zur wahren Eintracht.

Diese Loge war aber mehr eine Art von gelehrter Gesellschaft, die meisten Gelehrten, Schriftsteller und Litteraturfreunde Wiens, waren hier beysammen. (Man ließ die übrigen Logen am Tempelherrnsystem arbeiten, den Stein der Weisen su-

chen,

chen, oder was sie immer wollten; bey der wahren Eintracht beschäftigte man sich mit der Litteratur; in den Wintermonaten waren an gewissen Tagen die sogenannten Uibungslogen, welche in öffentlichen Vorlesungen bestanden.

Drey oder vier Mitglieder, lasen jeder einen selbst gewählten Aufsatz in Prosa oder in Versen, über Gegenstände aus der Geschichte, der Moral, der Philosophie, gewöhnlich auch etwas über die Geschichte der älteren und neueren Mysterien und geheimen Gesellschaften; und diese Aufsätze wurden dann sämmtlich in einem Journal für Freymaurer abgedruckt, welches Journal aber nur für Eingeweihte bestimmt war, und niemal in öffentlichen Verkauf kam. Bey den Uebungslogen selbst konnten alle Brüder aus allen Logen, die an solchen Beschäftigungen Geschmack fanden, erscheinen.

Weil

Weil aber, wie gesagt, die meisten Gelehrten Wiens Brüder von der wahren Eintracht waren, ihre Arbeiten aber nicht alle zu Vorlesungen für die Loge paßten, so fieng Born mit ihnen eine eigne periodische Schrift an, die im Jahre 1783. unter dem Titel:

Physikalische Arbeiten der einträchtigen Freunde in Wien,

herauskam, und einige Zeit lang fortgesetzt wurde.

Einige Jahre später änderte Kaiser Joseph seine Gesinnungen über die Freymaurerey; und die Bornische Loge, und einige andere, schmolzen anfangs mit andern Logen zusammen, und giengen endlich ganz auseinander.

Born, der sein mineralogisches Fach nicht blos aus Amtspflicht, sondern auch

aus

aus jenen unwiderstehlichen inneren Wissenschaftstriebe kultivirte, welcher gewissen auserwählten Geistern eigen ist, sammelte unaufhörlich an Seltenheiten mineralogischer Art, und machte von Zeit zu Zeit neue Versuche nach eignen Ideen und Grundsätzen.

Unter andern gerieth er auch auf das Amalgiren oder Anquicken der Erzte. Er machte erst Versuche im Kleinen, die vollkommen geriethen; darauf baute er eine Theorie für die Anwendung im Grossen, überzeugte sich immer mehr davon, und trug die Sache endlich dem Hofe vor.

Dieses Amalgieren hatten zwar schon die Spanier bald nach der Entdeckung von Amerika erfunden und ausgeübt, aber entweder wegen Mangel an Quecksilber, oder wegen gehörigen Einsichten und Verfahrungsarten brauchten sie die Amalgationsmethode

in den Bergwerken jenes Welttheiles nur bey den Gold und Silberhältigen Erzen. Auch in Deutschland glaubte man, daß nur die eingehüllten, gediegenen Gold und Silbertheilchen sich mit Quecksilber verbänden, die Vererzten und folglich Verkalketen aber unaufgelöst zurückgelassen würden. Man schloß hieraus, daß das Anquicken der Gold- und Silbererze im Großen bey Bergwerken nie mit Vortheil getrieben werden könne.

Born setzte sich über diese angenommenen Meynungen hinaus. Da er auf der einen Seite keine überzeugenden Beweise von der Unmöglichkeit der Sache fand, und erwog, daß in den Spanischen Bergwerken seit Jahrhunderten die Silbererze angequickt wurden: so vermuthete er, daß vielleicht dennoch diese Arbeit nicht so unthunlich seyn dürfte, als man bisher glaubte. Er sammelte also vorerst alles auf, was über das Anquicken in dem südlichen Amerika

rika geschrieben worden war, holte von allen Seiten Nachricht darüber ein, zog daraus Grundsätze, stellte einige Jahre hindurch Versuche für sich im Kleinen an; und erhielt darauf vom Kaiser die Bewilligung, einen entscheidenden Versuch im Großen bey den Bergwerken zu Schemnitz in Hungarn zu machen.

Zu diesen Versuchen lud er mehrere erfahrne Chemiker und Mineralogen ein, so daß dadurch gleichsam ein mineralogischer Kongreß entstand.

Es waren unter andern dabey, Charpentier aus Sachsen, Ferber aus Rußland, Elhujar aus Spanien, Poda ꝛc. die Versuche gelangen; Born legte dem Kaiser die ganze Methode der Amalgation vor; der Kaiser beschloß, die Amalgation nach und nach bey seinen Bergwerken einzuführen, und befahl dem Herrn von

Born die ganze Anleitung dazu durch den Druck bekannt zu machen. Also gab Born im Jahre 1786. in deutscher und französischer Sprache heraus:

Ueber das Anquicken der Gold- und Silberhaltigen Erze, Rohsteine, Schwarzkupfer, und Hüttenspeise.

Dem Werk selbst sind Kupfertafeln beygefügt, worauf alle zum Amalgationsprozeß nöthigen Maschinen und Manipulationen abgebildet sind.

Born war also zwar keineswegs der Erfinder der Amalgation, aber er war der Erste, welcher sie in Oesterreich einführte. Kaiser Joseph der Zweyte bewilligte ihm zur Belohnung dafür auf zehn Jahre den dritten Theil der Summe, welche durch das Amalgiren von den Kosten der

gewöhnlichen Schmelzarbeit erspart würde, und auf andere zehn Jahre die Zinsen von eben diesem dritten Theil der ersparten Summe.

Man machte nun den Anfang mit Einführung der Amalgationsmethode. Sie gieng äusserst langsam, und Born hatte dabey mit unaufhörlichen Schwürigkeiten zu kämpfen.

Die Gegner derselben verwerfen sie zwar nicht geradezu, aber sie behaupten, daß Born, von seinem feurigen Genie irre geführt, seine Entdeckung zu weit ausdehnen wollte, daß die Amalgation sich nicht mit Vortheil auf alle von ihm vorgeschlagene Gegenstände anwenden lasse.

Die letzteren Jahre seines Lebens war Born öfter und anhaltender krank. Die Schmerzen an seinem gelähmten Fuß wur-

den heftiger und gefährlicher. Während dieser Zeit schrieb und vollendete er noch

Catalogue methodique raisonné de la Collection des fossiles de Mademoiselle Eleonore de Raab, II. volumes. *)

ein in seiner Art klassisches Werk, welches jedem Liebhaber und Besitzer einer Mineraliensammlung beynahe unentbehrlich ist.

Er beschäftigte sich mit einer Erfindung, durch chemische Mittel in wenig Stunden das Wachs zu bleichen, und noch mit einer andern, nämlich bey den Salzsiedereyen wenigstens die Hälfte des gewöhnlich dabey nöthigen Holzes zu ersparen.

Von

*) Schön gedruckt mit vielen Vignetten, bey J. V. Degen in Wien.

Von schriftlichen Aufsätzen fieng er noch an eine Mineralogie, und ein historisches Werk, unter dem Titel:

Fasti Leopoldini;

nämlich eine Regierungsgeschichte Seiner Majestät des jetzt regierenden Kaisers; beyde aber konnte er, von dem zu frühen Tode übereilt, nicht mehr vollenden.

Born war noch ziemlich jung. Seine chronische Krankheit ließ zwar nicht hoffen, daß er ein sehr hohes Alter erreichen würde; allein, da er ausser jenen Stunden und Tagen, wo er wirklich Anfälle von Schmerzen hatte, immer wieder munter, aller seiner Sinne mächtig, und von äusserst aufgeweckten Geiste war, so versprach man sich doch seinen Tod nicht sobald, als er am 28 August 791. plötzlich dahingeraft wurde.

Er war, bey einem sanguinisch gallichten Temperamente und äusserst reizbaren Nervensystem, bis auf jenen Zeitpunkt vollkommen gesund, wo er unbedachtsamer Weise aus übereilter Wißbegierde, ohne die gehörigen Vorsichtsregeln zu gebrauchen, in den Bergschacht zu Felső-Banya einfuhr. Er gab zwar bald das Zeichen von der Gefahr des Erstickens, in der er war, wurde auch schnell herausgezogen, befand sich aber schon ganz ausser sich.

Nach mehrern ohne Erfolg angewandten Mitteln, legte man ihn in eine mit heissen Wasser angefüllte Badwanne, um dadurch ein bestimmtes Merkmal des noch vorhandenen Lebens zu bekommen, welches sich durch das Rothwerden der Haut äussert.

Dieser Versuch blieb auch nicht ohne Erfolg; denn er kam bald darauf zu sich und wurde, wie er es selbst oft zu erzäh-

len

len pflegte, Krebsroth aus dem Wasser herausgehoben, und in ein Bett gebracht. Kurz darauf fanden sich Kolikschmerzen ein, von welchen er eine Zeitlang geplagt wurde, auch fühlte er einen Schmerz in der Gegend der Lenden. Als er nun, wie schon gesagt, zur Minderung der Kolikschmerzen jene große Dosis Opium auf Einmal zu sich genommen hatte, und er beym Erwachen einen Versuch machte, das Bett zu verlassen, war er nicht mehr im Stande, die Schenkel und Beine mit eigner Kraft herauszuheben, und sich darauf zu stützen.

Die Lähmung war zwar in beyden Füssen, hatte aber vorzüglich in dem rechten ihren Sitz, und beyde dorrten nach und nach fast ganz ab.

Er wurde in der Folge von verschiedenen Aerzten und auf verschiedene Arten behandelt, allein der Erfolg entsprach nie-

mal der Erwartung, denn, wenn auch bey dem Gebrauche irgend einer neuen Methode die Schmerzen nachliessen, und dadurch Hoffnung entstand, daß es im ganzen besser gehen würde, so dauerte dieselbe doch meistens nur einige Tage lang, nach welchen die heftigsten und anhaltendsten Schmerzen wieder kamen, und nicht eher nachliessen, als bis die sonst gewöhnlichen Mittel wieder gebraucht wurden.

Da alle methodische Kurarten nichts fruchten wollten, so ließ er sich oft von guten aber in der Sache unkundigen Leuten bereden, mancherley von Empirikern angepriesene Medikamente zu nehmen; der Erfolg davon war aber immer wieder der nämliche, wie bey den vorigen. Endlich nahm er ein Dekokt, welches die Schmerzen sogleich stillen, und ihn binnen einen Zeitraum von sechs Wochen vollkommen herstellen sollte.

Allerdings mußte man sich über die Wirkung wundern, die er schon bey dem Gebrauch der ersten Flasche wahrzunehmen vorgab, daß er nämlich beynahe keine Schmerzen empfinde.

Von diesem Dekokt, dessen Ingredienzen unbekannt blieben, weil ihm der Empiriker die Flaschen allzeit selbst überbrachte, trank er fleißig.

Alle seine Freunde, die nicht einsahen, was das zu schnelle Ausbleiben eines an dem nämlichen Orte Jahre lang anhaltenden Schmerzens nach sich ziehen konnte, wünschten ihm zur baldigen vollkommenen Genesung Glück.

In den letzten fünf Monaten, während welchen er, unter den beständigen Versicherungen des Empirikers, daß es auf Einmal gut werden würde, das Dekokt im-

mer trank, sagte er oft, er habe wirklich keine Schmerzen.

Allein einige von seinen guten Freunden, die mehr um ihn waren, als andere, bemerkten, daß er von seiner ehemaligen Munterkeit vieles verloren habe, und daß er an den obern Gliedmassen manchmal Zuckungen bekam.

Am 21 August 1791. um 10 Uhr Abends, bekam er einen Anfall von Kälte mit Zuckungen, welche leztere auf das Reiben mit warmen Tüchern, nach einer Stunde nachliessen. Er kam vollkommen zu sich, verlor aber die Stimme gänzlich.

Am darauf folgenden Tag früh um 4 Uhr erlitt er einen neuen Anfall, und sofort in den folgenden Tagen mehrere, bis auf den 28 gegen Mittag, wo er sich besser zu befinden glaubte. Allein in einigen Stun-

den bekam er neuerdings einige geringe Zuckungen, unter welchen er seinen Geist aufgab.

Born war nicht groß von Statur, schmächtig und schwächlich vom Körper, schwarzbraun von Gesicht, mit schwarzen Haaren, und schwarzen, starken Augenbraunen.

Aus seinen feurigen Augen blitzte Witz, schnelle Fassungskraft, und satyrische Laune, die ganze Physiognomie war der Abdruck eines durchdringenden, scharfsichtigen Geistes.

Er verstand und sprach die geläufigsten Europäischen Sprachen, und sein Latein war klaßisch schön und rein, wie man aus seinen Aufsätzen sieht, und worin besonders seine angefangenen Fasti Leopoldini ein Meisterstück sind.

Nebst seiner Lieblingswissenschaft, der Mineralogie, besaß Born in den meisten übrigen ernsthaften und schönen Wissenschaften mehr als gewöhnliche Kenntnisse.

Er würde in jedem Fache ein großer Mann geworden seyn, auf das seine Wahl gefallen wäre; denn er war in der That, was man ein Genie nennt, das heißt, ein Kopf, der auf einen Blick seinen ganzen Gegenstand übersah, und neue Verhältnisse und neue Bestandtheile daran entdeckte, die einem gewöhnlichen Auge entgehen.

Man kann auf Born anwenden, was Sturz von jemand andern sagt. „Ich ken-
„ne Niemanden, dem man lieber begeg-
„net, den man gieriger hört, der so un-
„umschränkt herrscht in der besten Gesell-
„schaft, ohne Mißvergnügte zu machen:
„Er hat nicht viel geschrieben, aber alles
„sollte man drucken, was seinen Lip-

„ pen entfällt: denn es ist treffender
„ Witz, Schlag auf Schlag, Spott, der
„ nicht beleidigt, und Gelehrsamkeit und
„ Menschenkenntniß, so leicht und spielend
„ ausgegossen, als wär es alltäglicher Haus-
„ verstand. Was er sagt, ist so einzig und
„ so eigen gestempelt, daß man über die
„ allerbekanntesten Dinge etwas nie gehör-
„ tes erfährt; in seinem wunderbaren Ge-
„ dächtniß erhält sich alles ohne Wandel
„ und Abgang; er hat alles durchlesen und
„ durchforscht, von den Kirchenvätern an
„ bis zu den Feenmährchen. „

Borns persönlicher Ruf, seine frey-maurerischen Verbindungen, und seine gelehrte Korrespondenz machten ihn, man kann wohl sagen, bey allen Nationen in Europa bekannt. Darum kamen auch wenige Fremde von Bedeutung nach Wien, die nicht seine Bekanntschaft und Gesellschaft suchten.

Für solche war er, seine Amtsstunden in den Rathssitzungen ausgenommen, immer zu sprechen; für seine wienerischen Freunde aber war gewöhnlich an Sonn- und Feyertagen um die Mittagsstunde eine Art von grosser Gesellschaft: da kam jedermann hin, der schon einmal war aufgeführt worden, oder der in Begleitung eines schon bekannten Freundes vom Hause eintretten wollte.

Man fand da Minister und Magnaten, und Offiziers und Geistliche, und Künstler und Gelehrte, und Beamte und Bürger, Leute aus Süden und Norden, aus Osten und Westen, und unterhielt sich in allen Sprachen und Zungen.

Born ward Allen Alles: er hatte eine ganz natürliche, eine ihm ganz besonders eigne Gabe, die Menschen zu fesseln; Leute, die gegen ihn gleichgiltig, oder wohl

gar

gar wider ihn eingenommen waren, wurden manchmal durch einen Umgang von wenigen Stunden mit ihm, seine wärmsten Verehrer.

Auf den Abend hatte Born eine besondere kleine ausgewählte Gesellschaft in seinem Hause; denn seit ihm sein Fuß lahm geworden war, gieng er wenig aus.

Doch machte er die meisten Jahre im Herbst eine kleine Reise in irgend ein mineralisches Bad, und besuchte bey solcher Gelegenheit auch öfter seine ehemalige Schülerin, die Erzherzogin Maria Anna in Klagenfurt, die für diesen ihren Lehrer eine lebenslängliche freundliche Gewogenheit bezeigte.

Wenn Born in die Laune gerieth, Sarkasmen zu sagen, so hörte es sich ihm angenehm zu: da schien Lucians und Swifts

Geist

Geist gedoppelt auf ihm zu ruhen: Aber wehe dem Thoren oder der Thorheit, auf die seine Satyr fiel!

Er hieb nicht etwa blos mit Ruthen oder Geißeln darein, wie gewöhnliche Satyriker: nein, er skalpirte seine Opfer.

Zum unläugbarsten Beweise davon dient die bekannte kleine Schrift, welche im Jahre 1783 von ihm herauskam, da Kaiser Joseph schon angefangen hatte, das überhäufte Mönchswesen in seinen Staaten zu reformiren, nämlich:

Joannis Phisiophili Specimen Monachologiæ, methodo Linnaeana, tabulis tribus aeneis illustratum, cum adnexis thesibus e Pansophia P. P. P. Fast, Magistri Chori et Rec-

to-

toris Ecclesiae Metropolitanae Viennensis ad S. Stephanum, quas Praeside A. R. P. Capistrano a Mulo S. Antonii, lectore Theologiae ordinario, hora IV. postprandium in vestibulo Refectorii Conventus defendent P. Tiburtius a vulnere Theresiae et P. Theodatus a stigmatibus Francisci, fratres Conventualium Minorum. Augustae Vindelicorum. Sumptibus P. Aloysii Merz, Concionatoris Ecclesiae Cathedralis, 4to.

Diese Schrift machte in Oesterreich und in ganz Deutschland gewaltiges Aufsehen, und das mit Recht; denn so unnachahmlicher treffender Spott in der schön-

sten

sten klassischen Sprache ist noch nie über das Widrige des Mönchsthums ausgegossen worden; und wer bey Durchlesung dieser Monachologie nicht lacht, dessen Milz ist sicher unheilbar.

In Wien wurde sie öffentlich erlaubt, und von Tausenden gelesen: im deutschen Reiche wurde sie in das Deutsche übersetzt, und in London in der Originalsprache gedruckt.

Man verklagte Born dieser Schrift wegen beym Kaiser, darüber schrieb er eine

Defensio Phisiophili

und noch hintendrein eine

Anatomia Monachi

welche beyde der ersten wenig nachgaben, besonders die Anatomie des Mönchs.

Auch in seinen jüngern Jahren, da er noch in Prag war, hatte er eine kleine satyrische Erzählung,

Die Staatsperücke

zum Scherz für seine Freunde geschrieben, welche aber ohne sein Wissen im Jahre 1772. gedruckt wurde.

Born war nicht ohne Feinde und Neider: Dieß ist ganz natürlich, denn er war ein Mann, der Verdienste hatte, der Manchem an Kopf und Einsichten überlegen war; der einen berühmten Namen, viele Anhänger und auch mächtige Freunde hatte.

Bey solchen Umständen kann es nicht fehlen, daß die Scheelsucht und der beleidigte Stolz ihm nicht Feinde erwecken mußten, die bekanntlich allenthalben in der Welt dem Verdienst nachfolgen, wie der Schat-

ten demjenigen, der in der Sonne wandelt.

Born war von der Natur zur Munterkeit und frohen Laune gestimmt; diese verließ ihn nur selten. Selbst während seiner unausgesetzten Krankheit, da ihm seine lahmen Füsse die meisten Freuden des Lebens verbitterten, behielt er doch jene aufgeweckte Stimmung des Geistes.

Er mußte manchmal von Schmerzen laut ächzen, aber das brachte ihn nicht aus der Fassung, denn auch der heftigste Schmerz wirkte nur so lange auf ihn, als derselbe anhielt.

Waren diese Augenblicke vorbey, so bekam er seine vorige gute Laune wieder, mit welcher er seine eben anwesenden guten Freunde auf das Beste unterhielt.

Von

Von einem so aufgeklärten und fein fühlenden Manne konnte man ganz natürlich erwarten, daß er wohlthätig und Menschenfreund sey.

Auch war dieses Born im ausgebreitesten Verstande: man darf wohl behaupten, daß er mehrern hundert Menschen ihr Glück gemacht habe.

Durch seine weitläufigen und interessanten Verbindungen und Bekanntschaften verschafte er unglaublich vielen jungen Leuten Aemter und Anstellungen, Protektionen und Unterstützungen; er hob manches unbekannte Genie, manchen brodlosen, fleißigen und talentvollen Mann aus dem Dunkel, aus der Dürftigkeit hervor; theilte ihm von seinen Kenntnissen und Vermögen mit, machte ihn bekannt, verschafte ihm Gönner und Arbeit, und gründete auf solche Weise sein Aufkommen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Der Drang, seinen Mitmenschen zu helfen und gutes zu thun, artete bey ihm sogar gewissermassen zur Schwäche aus: das heißt, er that oft vielmehr, als er nach seinen eigenen ökonomischen Umständen thun sollte, welches aber allerdings unter den schwachen Seiten eines Menschen eine der verzeihlichsten ist.

Zur Herstellung einer helleren Denkungsart in Oesterreich, zur Entkräftung des Fanatismus und des Aberglaubens, zur Verbreitung des wissenschaftlichen Fleisses überhaupt, hat Born unendlich viel beygetragen; nicht sowohl durch gedruckte Schriften, als durch persönlichen Umgang, und durch seine freymaurerischen Verbindungen; seine Ideen verpflanzten sich auf seinen ganzen zahlreichen Zirkel, und es herrschte ein rühmlicher, ausserordentlicher Wetteifer unter den Mitgliedern desselben, es sich an Thätigkeit, Verwendung und

Verbreitung philosophischer Kenntnisse einander bevor zu thun.

Was Born im Fache der Mineralogie geleistet, das wird für die Kenner jener Wissenschaft vielleicht Hr. Crell der gelehrten Welt mittheilen. Hier war es nur darum zu thun, ihn als Privatmann für das Publikum darzustellen.

Born hat sich verheirathet, da er noch in Böhmen war. Er hinterläßt eine Wittwe und zwey Töchter.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Beförderung wohlthätiger Absichten ein-
ander beförderlich zu thun.

Was Born im Fache der Mineralogie geleistet, das wird für die Kenner jener Wissenschaft vielleicht Hr. Crell der gelehrten Welt mittheilen. Hier war es nur d'rum zu thun, ihn als Biedermann für das Publikum darzustellen.

Born hat sich verheurathet, da er noch in Böhmen war. Er hinterläßt eine Witwe und zwey Töchter.

Bayerische Staatsbibliothek München

Nothwendige Verbesserungen.

S.	Z.	lies	
11	2	—	Nördlingen.
—	7	—	Plätzen.
12	17	—	schüterte
12	10	—	24 September
13	11	—	Jena
14	1	—	Ratzen.
20	3	—	3 November
—	20	—	24 Februar
21	2	—	Herbstaufen
—	6	—	aller heim
25	1	—	nun
28	13	—	besetzten.
47	2	—	an.
54	16	—	daß
58	3	—	entfloh
62	11	—	wurden
64	20	—	Karpfen.
68	21	—	dieser Versammlung
80	33	—	hatte.
112	9	—	schmelzte.
116	11	—	vor
121	5	—	Männer
134	11	—	nun
139	9	—	Piacenza
143	16	—	gestimmt.
151	2	—	der Großen
158	13	—	half.
—	16	—	so
159	11	—	Gegner.
—	22	—	Attitüde.
164	21	—	Als
168	2	—	seiner
170	14	—	Carlos.
191	12	—	Büsten.
213	20	—	gewannen
216	10	—	July
218	4	—	jüngsten.
229	12	—	Residenz.
237	9		
—	15		
—	20	—	Amalgamiren
239	--	—	Amalgamation
240	--		
241	--		
248	9	—	July

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Richter, Joseph, / Pezzl, Johann, / Montecuccoli, Raimondo,

Lebensbeschreibungen des Fürsten Raimund Montekukuli des Fürsten Wenzel Lichtenstein des Hofraths Ignatz von Born samt einem Portraite

Wien 1792

Biogr. 805
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10065225-1
VD18 15344231